

**Rebell** Anfangs war er nur ein lästiger Hinterbänkler. Jetzt ist Frank Schäffler eine Gefahr für die Koalition **Nahaufnahme** S. 3

**Revolution** Du musst das filmen! Auf den Arabischen Frühling folgt ein ambivalenter Kinoherbst **Kultur** S. 15

**Porträt** Erleuchtung ist gut, Fortschritt ist besser: Danny Paradise ist einer der besten Yoga-Lehrer der Welt **Alltag** S. 21

Freitag-Community

„Das braucht kein Mensch mehr“  
kay.kloetzer

**Alltag** Die Community diskutiert über Thomas Gottschalks Abschied von der Sendung „Wetten, dass..?“  
»freitag.de/samstagabend

Partner des Guardian

8. Dezember 2011  
49. Woche  
Deutschland 3,20 €  
Ausland 3,50 €

# der Freitag

Das Meinungsmedium



## Wir können auch anders

Europa als Eliten-Projekt ist gescheitert. Machen wir daraus eine Bürger-Union s. 6/7

## Die Mächtigen durchschauen

**Transparenz** Auch bei den Piraten ist die politische Forderung nach absoluter Offenheit nur Schlagwort. Nötig ist ein emanzipatorisches Konzept

■ Niels Boeing

**W**er sein Haupt gegen die Mächtigen reckt, muss auf kräftigen Gegenwind gefasst sein. Der bläst der Piratenpartei seit ihrem Wahlerfolg in Berlin reichlich ins Gesicht und ist mit dem Bundesparteitag vom vergangenen Wochenende noch stärker geworden. „Bei den Piraten fehlte die bei anderen Parteien selbstverständliche Transparenz ... darüber, wie viele Stimmberechtigte aus welchen Bundesländern kamen“, kritzelte etwa die CDU-nahe Konrad-Adenauer-Stiftung.

In der Tat ist es ja vor allem Transparenz, die sich die Piraten auf die Fahnen geschrieben haben. Wer sie zuerst in Delegiertenlisten wiederzufinden verlangt, hat allerdings die Zeichen der Zeit nicht verstanden. Es geht um eine ganz andere Dimension. Die Piraten sind – ebenso wie etwa die Occupy-Bewegung – nur Ausdruck eines neuen gesellschaftlichen Kraftfelds, das mit zunehmender Wucht gegen die geschlossenen Apparate in Staat, Wirtschaft und Technik angeht.

Für diese Apparate bedeutete Transparenz bislang, die Bürger und Konsumenten genau im Blick zu haben, statistisch zu erfassen oder gar individuell zu überwachen. Das Informationsbedürfnis der Bürger hingegen prallte oft genug am Amts- oder Geschäftsgeheimnis ab. Sie sollten einfach darauf vertrauen, dass die Repräsentanten in der parlamentarischen Demokratie verantwortungsvoll mit ihrem Mandat umgehen.

Doch dieses Vertrauen ist über Jahrzehnte in diversen Skandalen erodiert, so dass die Beschwichtigungen, alles genüge Recht und Gesetz, immer weniger Menschen überzeugen. Und es erodiert weiter, wenn herauskommt, dass der Verfassungsschutz

einmal mehr auf dem rechten Auge blind war, während behördlich bekannte Neonazis Menschen ermordeten; wenn sich herausstellt, dass der ehemalige US-Verteidigungsminister Henry Paulson 2008 Hedgefonds-Manager vorab informierte, dass die US-Regierung die bankrotten halbstaatlichen Hypothekenbanken Fannie Mae und Freddie Mac retten würde; oder wenn bekannt wird, dass Facebook über Jahre auch jene Nutzerdaten speichert, die ausdrücklich gelöscht werden sollten. Die Aufzählung ließe sich fortsetzen bis hinunter auf die Ebene der lokalen Verwaltungen.

Wären die Bürger früher auf die Medien angewiesen, um derartige Vorgänge öffentlich zu machen, haben sie mit dem Internet ein eigenes Werkzeug an die Hand bekommen. Mit ihm kann Transparenz in einem zuvor ungeahnten Ausmaß hergestellt werden, wie die Whistleblower-Plattform Wikileaks 2010 eindrucksvoll demonstriert hat. Und doch geht es um mehr als einfach nur

### Wikileaks hat gezeigt: Transparenz kann zum Selbstzweck werden

die massenhafte Bergung versteckter Fakten mit digitalen Mitteln, die – wie Wikileaks ebenfalls zeigt – den Verlockungen der Aufmerksamkeitsökonomie erliegen und zum Selbstzweck werden kann.

Den Gedanken der Transparenz weiter zu entwickeln, heißt auch, die repräsentative Demokratie zu überdenken. Denn Transparenz bedeutet nicht nur, das wissen zu können, was man wissen will. Sie bedeutet gerade auch, Handlungen konkreten Akteuren zuschreiben und Verantwortlichkeit definieren zu können. Die parlamentarische Demokratie europäischer Prägung hat dies nur bis zu einem bestimmten Grad zu-

gelassen. Wenn der Souverän seine Repräsentanten gewählt hat, sind diese keinem bindenden Mandat unterworfen. Sie können ihre Entscheidungen nachvollziehbar machen, müssen es aber nicht. Die Exekutive in Form der Verwaltungen hat überhaupt keine verpflichtende Rückbindung mehr an den Bürger und agiert zuweilen wie eine kafkaeske Bürokratie. An den Werks- und Bürotoren wird die Demokratie erst gar nicht eingelassen, so dass die Bürger nicht entscheiden können, was wie produziert wird – die Produktion bleibt opak. Die Räte- und Bürotoren wird die Demokratie erst gar nicht eingelassen, so dass die Bürger nicht entscheiden können, was wie produziert wird – die Produktion bleibt opak. Die Räte- und Bürotoren wird die Demokratie erst gar nicht eingelassen, so dass die Bürger nicht entscheiden können, was wie produziert wird – die Produktion bleibt opak.

Denkt man Transparenz in dieser Linie zuende, bedeutet sie zu fordern nichts weniger als den Ruf nach einer „Autogestion“, einer Selbstverwaltung, wie ihn die libertäre Linke im Frankreich der 1960er Jahre propagierte. Das Internet könnte eines ferneren Tages die technische Plattform einer Autogestion werden. Diese Verknüpfung ist aber selbst bei der Piratenpartei noch nicht zu erkennen.

Einige ihrer Vertreter versuchen, Transparenz als individuelle Strategie zu praktizieren. Sie legen ihr Privatleben exzessiv im Netz offen, weil Datenschutz und Privatsphäre ohnehin nicht mehr aufrechtzuerhalten seien. In Wahrheit ist diese „Post-Privacy“-Strategie jedoch nur eine neue Spielart der Privatisierung des öffentlichen Raums. Dieser wird mit Daten vollgemüllt, auf die sich wiederum die kapitalistische Aufmerksamkeitsökonomie stürzen kann.

Die Piratenpartei wäre besser beraten, den öffentlichen Raum als Sphäre des selbstverantworteten Handelns aller zu besetzen und darauf hinzuarbeiten, die geschlossenen Apparate zu knacken. Dann würde Transparenz vom Schlagwort zu einem emanzipatorischen Konzept.

Niels Boeing ist Journalist und spezialisiert auf Netz- und Technik-Themen. Im Freitag schrieb er zuletzt über den Cyberwar

Susanne Lang über Unterwanderung von Rechts

## Spielerische Perversionen: Der Neonazi-Alltag ist uns näher, als wir denken

**H**aben Sie kürzlich Monopoly gespielt? Vielleicht erst gestern, mit ihren Kindern, die dabei nicht nur den krisenanfälligen Kapitalismus verstehen lernen, sondern Sie mit der Bank im Rücken regelmäßig abziehen? Oder doch vor längerer Zeit, mit politischen Weggefährten, die noch eine Ausgabe der kämpferischen Variante im Keller liegen haben, in der agitiert wird, bis die Hegemonien auf dem Spielbrett endlich nach links verschoben sind („Provopoli“)? Oder haben Sie diesen Klassiker des Gesellschaftsspiels, der in drei von vier deutschen Haushalten bekannt ist, auf Ihren persönlichen Index gesetzt, seit Sie Anfang der Woche diese Abbildungen von Hakenkreuzen, Konzentrationslagern, Juden-Ghetto und, klar, dem Führer höchstpersönlich auf einer ganz anderen Abwandlung des Spielfeldes gesehen haben?

„Pogromly“ heißt die makabere Persiflage des Spiels, vertrieben haben es Neonazis, vermutlich, um die untergetauchten rechtsextremen Terroristen Beate Z., Uwe Bönnhardt und Uwe Mundlos finanziell zu unterstützen. 100 Mark soll es gekostet haben. Und Frau Z. höchstpersönlich war mit größter Leidenschaft von der Partie, wenn es darum ging, Runde um Runde zu ziehen, Juden abzuliefern, KZs zu kaufen und sich mit dem Besuch-Beim-Führer-Feld vor der Pleite zu retten. Wie? Genug erfahren? Eigentlich wollen Sie das gar nicht so genau wissen?

Dank der nun doch unvermittelt einsetzenden Aufklärungsarbeit des Thüringer Verfassungsschutzes und einiger Medien weiß die Restgesellschaft aber all diese Details über ein Spiel, das in der rechtsextremen Szene eine gleichwohl unterhaltende wie sozialisierende Funktion hatte. Dieses Wissen erzeugt bei manchen Abscheu, bei anderen Entsetzen. In allen Fällen aber erzeugt die öffentlich vorgeführte Existenz dieses Pogromly ein Erschrecken, weil der

sonst so weit weggedrängte Alltag eines Neonazis plötzlich so nahe an den eines ganz gewöhnlichen Homo ludens rückt, dessen kulturelle Systeme aus spielerischen Verhaltensweisen entstanden sind. Mit Pogromly pervertiert der Neonazismus genau diese Systeme. Spielerisch. Und unheimlich, ganz im Sinne Freuds, der dieses Unbehagen schon ethymologisch dem eigenen Heim und Haus näherrückt, als manchem lieb sein mag.

Spätestens hier aber stellt sich die Frage, ob dieses Gefühl der Unheimlichkeit aktuell nicht ganz bewusst erzeugt wird. Ob das faschistische Subjekt nicht ganz bewusst mit einem Voyeurismus der Abscheu öffentlich durchleuchtet wird. Denn auf diese Weise werden aus den Tätern monströse, wie es so oft hieß „kalt-herzige“ Unmenschen. Monster. Und man muss sie nicht mehr als alltäglich handelnde, jedoch hochgefährlich und brutal agierende Mitglieder dieser Gesellschaft begreifen.

Genau das sind sie aber. Denn die „Heilen Welten“, wie sie Astrid Geisler und Christoph Schultheis in ihren Reportagen über den Neonazi-Alltag im Osten beschrieben haben, zitieren ja gerade all die demokratischen, konsumistischen, popkulturellen Praktiken der pluralistischen Gesellschaft und führen sie so ad absurdum. Paulchen Panther war weder ein besonderes Kunststück noch die Ausnahme. In den Regalen von Supermärkten steht braun gehandelte „Faire Milch“. In Klamottenläden hängen braun vertickte Markenstücke. Im Internet vertickt ein Österreicher Schnapsflaschen mit Hitlerkonterfei. Und an so manchem deutschen Amtsgericht sitzen Schöffen, die für die Todesstrafe sind. Das ist unheimlich? Ganz genau.

Sie finden **alle Texte auf freitag.de**, indem Sie die Headline, ein Stichwort oder den Autoren in der Suche eingeben. Wo vermerkt, finden Sie dazu auch Zusatzmaterial im Internet. Je nach Logo sind das weitere Texte, Audiobeiträge, Videos oder Bildergalerien



## Inhalt



**Liebe Leserinnen und Leser,** dass Christa Wolf dem *Freitag* und natürlich auch seinem Vorgänger, dem *Sonntag*,

irgendwie verbunden war, scheint ja doch, in aller Bescheidenheit gesagt, klar. Und tatsächlich findet sich ihre Adresse in unserer Autorenliste. „Machen Sie sich aber nicht zu viel Hoffnung, viel hat Christa Wolf für uns nicht geschrieben, sie hat ja überhaupt nur wenig für Zeitungen und Zeitschriften gemacht. Allerdings, zum Tod von Günter Gaus müsste sie was geschrieben haben. Sie waren doch befreundet“, erhielt ich von einer guten, altgedienten Fee die telefonische Auskunft. Die Fee irrte nicht. Auf der ersten Seite der Ausgabe vom 21. Mai 2004 steht Christa Wolfs Nachruf auf Gaus. Es ist ein sehr schöner, einfühlsamer, stolzer Nachruf, der mit den Zeilen endet: „Die Zeilenzahl, die mir gegeben ist, ist überschritten. Und ich habe noch gar nicht angefangen, mich an Günter Gaus als einen nicht mehr Lebenden zu erinnern. Ich kann noch nicht.“

Jeder Tod ist ein Skandal für sich. Gleichwohl dürften viele Leser nun empfinden, was Christa Wolf damals empfand. Ein paar tastende Anfänge einer Erinnerung finden Sie auf S. 13.  
*Michael Angele*

## Wochenthema

**Wir können auch anders** S. 6/7  
Europa als Eliten-Projekt ist gescheitert. Machen wir daraus eine Bürger-Union

## Politik

**Nazi-Terror** S. 4  
Zehn Tote, 2.500 Asservate, Rätselraten um den Geheimdienst: Vor einem Monat wurden die Nazi-Anschläge publik  
*Andreas Förster*

**Occupy** S. 9  
US-Polizisten prügeln auf Demonstranten, Journalisten und Richter ein. Ist das die erste Schlacht eines Bürgerkrieges?  
*Naomi Wolf; The Guardian*

**Positionen** S. 11  
Merkel tut es, Sarkozy macht es und Obama auch: Improvisieren. Denn die Zeiten verstellen sich dem Masterplan  
*Reinhard Höppner*

## Kultur

**Film** S. 15  
Erst durften sie nicht filmen, dann mussten sie und konnten kaum. Die Regisseure des Arabischen Frühlings  
*Tobias Hering*

**Comic** S. 17  
Manu Larcenet liefert mit der Graphic Novel *Der alltägliche Kampf* das Porträt einer verunsicherten Generation  
*Steffen Vogel*

**Wissen** S. 18  
Vom Zustand eines Hautläppchens auf Jungfräulichkeit zu schließen: Das ist nicht mehr als ein hartnäckiger Mythos  
*Susanne Donner*

## Alltag

**Porträt** S. 21  
Yoga-Legende Danny Paradise erzählt, wie der westliche Hype auch der Yoga-Kultur in Indien zu neuer Blüte verhalf  
*Corinna Koch*

**Eventkritik** S. 22  
Auf einem Kongress in Bayern zeigen die Grünen, was ihnen Heimatgefühle sind: Neuerdings gar nicht mehr so fremd  
*Sebastian Puschner*

**Serie** S. 27  
Letzter Teil der Reihe „Bequemer Alltag“: Handwäsche und Schleudergang – die Geschichte der Waschmaschine  
*Gina Bucher*

**A-Z Philosophie** S. 28  
Die Fragen zu den zentralen Antworten

Leserbriefe, Impressum S. 20

# Das Glas ist immer halb voll

Christiana Figueres ist als Chefin des UN-Klimasekretariats die zentrale Figur im Kampf gegen die Erderwärmung

■ Nick Reimer

Christiana Figueres ist Berufsdiplomat. Und Berufsoptimistin. „Es geht nicht mehr um die Frage, ob es eine zweite Kyoto-Periode geben wird – auf dem Tisch liegt die Frage, wie dieses zweite Periode ausgestaltet wird.“ Das ist so ein typischer Satz der Chefin des UN-Klimasekretariats. Und ein anderer: „Wir sehen eine große Dynamik in den Verhandlungen und überall guten Fortschritt“. Nicht aufgeben, soll das wohl heißen, ein neues Klimaabkommen ist noch nicht verloren, das Glas ist halb voll, nicht halb leer.

Tatsächlich aber steht die UN-Klimakonferenz in Durban auf des Messers Schneide. Ziel ist, in der südafrikanischen Stadt mindestens den „Green Climate Fund“ zu verabschieden, einen Fonds, der einmal 100 Milliarden Dollar jährlich in die Länder des Südens transferieren soll. Das soll helfen, die Folgen der Erderwärmung zu bewältigen. Doch im Angesicht der US-Schulden- und der Euro-Krise benehmen sich die Delegierten bei der Frage, wie die immense Summe aufgetrieben werden soll, wie die Kaninchen vor der Schlange: Bloß nicht bewegen! Figueres beschwichtigt auch hier: „Es ist doch klar, dass wir zum gegenwärtigen Zeitpunkt noch offene Detailfragen haben.“ Als ob sie den Kaninchen schlangenschlängelnde Zähne implantieren könnte.

Auch auf der zweiten Baustelle in Durban fehlen noch die Zahlen. Es geht um die sogenannte zweite Verpflichtungsperiode des Kyoto-Protokolls. Die erste Periode läuft Ende 2012 aus. Ohne Fortsetzung ist das einzige völkerrechtlich bindende Klimaschutzabkommen der Welt praktisch tot. Damit fiele die internationale Gemeinschaft zurück auf den Stand des Jahres 1995 – vor den entscheidenden Verhandlungen, die dann unter Schmerzen 1997 in der japanischen Kaiserstadt Kyoto zu dem gleichnamigen Abkommen führten. Aber auch hier sieht Figueres das Glas eher halb voll. „Die Delegationen werden so lange weiter arbeiten müssen, bis ein ausbalancierter Kompromiss gefunden ist“, sagt die 55-jährige Costa-Ricanerin.

Figueres ist bereits seit 15 Jahren auf dem Verhandlungsparkett der Klimadiplomatie unterwegs, zuerst in der Delegation Costa Ricas, 2008 bis 2009 dann als Vizepräsidentin der Klimakonferenzen. Im Mai 2010 benannte sie UN-Generalsekretär Ban Ki Moon zur Nachfolgerin von Yvo de Boer. Figueres sei



FOTO: RONALDO SCHEMIDT/AP/GETTY IMAGES

„eine international führende Persönlichkeit“ auf dem Gebiet, bringe „eine Passion für das Thema, gründliche Kenntnis der Beteiligten und wertvolle Erfahrung aus dem staatlichen, dem gemeinnützigen und dem privaten Sektor“ mit – so die Vorschusslorbeeren damals. Inzwischen ist sie aus de Boers Fußstapfen herausgetreten.

„Erwarten Sie nicht, dass die Papiere schon perfekt sind“, sagt die Diplomatin, seit in Durban die ersten Vertragsentwürfe vorliegen. Viele Verhandlungsstränge sind quälend zäh, aber so würde Figueres es nie formulieren. „Die Regierungen werden ein paar Hausaufgaben machen müssen“, sagt die UN-Klimachefin und lächelt dabei charmant. Für die zwölf Staatschefs und die etwa 30 Außen-, Energie- und Umweltminister bedeutet das, Nachschichten zu schieben.

Geboren wurde Christiana Figueres im August 1956 als Tochter des Präsidenten von Costa Rica, José Figueres Ferrer. Dieser hatte als

**Christiana Figueres (55), Tochter des einstigen Präsidenten von Costa Rica, ist seit 2010 Chefin des UN-Klimasekretariats in Bonn. Zuvor war sie Diplomatin, Unterhändlerin und NGO-Vertreterin**

Führer der Revolution 1948 die Demokratie in dem mittelamerikanischen Land begründet. Ihre Mutter Karen Olsen Beck, eine dänischstämmige New Yorkerin, war zeitweilig Costa Ricas Botschafterin in Israel und Parlamentsmitglied in Costa Rica. Christianas älterer Bruder José Figueres Olsen war ebenfalls Präsident von Costa Rica zwischen 1994 und 1998.

Die Chefin des Klimasekretariats hat Diplomatie und Führungsstärke also praktisch im Blut. Freunde wie Kritiker der Costa-Ricanerin loben ihren Charme, ihre Geduld und Ausdauer. Figueres strahlt tatsächlich eine enorme Ausgeglichenheit aus. Ein Foto mit einem Delegierten aus Laos? Sie lächelt in die Kamera. Die Frage eines Jugendvertreters auf dem Gang zwischen zwei Sitzungen? Sie nimmt sich die Zeit. Ein Kaffee in der Kantine, unter all dem Konferenzvolk? Für die UN-Klimachefin eine Selbstverständlichkeit. Auch wenn der Kaffee schnell kalt wird, weil sie beim Reden gar nicht zum Trinken kommt.

Figueres besuchte die Deutsche Schule in Costa Ricas Hauptstadt San José, das „Colegio Humboldt“, bevor sie unter anderem in London und Pennsylvania studierte. Deshalb spricht sie neben Spanisch und Englisch auch ein gutes Deutsch. Verheiratet ist sie mit dem deutschen Weltbankmanager Konrad von Ritter. Von 1982 bis 1985 arbeitete Figueres an der Botschaft Costa Ricas in Bonn. In ihrem Heimatland war sie danach in Führungspositionen im Planungs- und Agrarministerium tätig. In den USA leitete sie die Organisation Renewable Energy in the Americas (REIA) und gründete 1995 das Center for Sustainable Development in the Americas (CSDA).

Die beeindruckende Karriere einer Frau, die scheinbar nichts aus der Ruhe bringen kann. Wirklich nichts? Grau und eingefallen war ihr Gesicht am ersten Tag in Durban, als ein mörderisches Unwetter über das Konferenzzentrum hinweggefegt war und ihr Team mit den Schäden kämpfte. Manchmal lässt sie auch erkennen, wie schweißtreibend ihr Job sein muss – denn sie trägt bisweilen nachmittags ein anderes Kleid als am Vormittag. Und dann sind da noch die gefürchteten Sätze, mit denen Figueres das halb volle Glas plötzlich auskippt: „Alle müssen sich mehr bewegen, wenn sie am Ende einen Erfolg wollen.“ Die Beobachter wissen, es steht ziemlich schlecht bei den Verhandlungen.

**Nick Reimer**, Umweltjournalist bei *Klimaretter.de*, beobachtet derzeit die Konferenz in Durban

**Tom Stroschneider** über das parteipolitische Koordinatensystem

## Wer ist denn nun eigentlich links?

Mit den Parteitag von SPD und Piraten geht ein Spätherbst der programmatischen Positionierungen zu Ende. Eigentlich sollte so etwas die Orientierung im politischen Koordinatensystem erleichtern. Doch sich widersprechende Schlagzeilen künden von einer Verwirrung: Ist das nun der große Linksruck gewesen, eine Verschiebung der Parteien-Tektonik in die, sagen wir mal, richtige Richtung?

Man kann die Geschichte durchaus so erzählen: Da gibt sich die Linkspartei ein neues, antikapitalistisches Grundsatzzprogramm. Da antichambriert die Union mit Mindestlohn und gemeinsamem Lernen. Da beschließen die Grünen eine Vermögensabgabe und höhere Steuern für Besserverdiener. Da machen sich die Piraten eine allgemeine Lohnuntergrenze zum Ziel – als Brücke gar zu einem bedingungslosen Grundeinkommen. Und nun auch die SPD, die den Spitzensteuersatz erhöhen will und ihren Vorsitzenden sagen lässt, „die Mitte“ sei „wieder Mitte links“.

Es gibt freilich noch eine andere Erzählung von der parteipolitischen Gesamtlage. Die Union ist mitnichten auf dem

Wege der Sozialdemokratisierung. Sie muss die Fliehkräfte am rechten Rand bändigen. CDU-Chefin Angela Merkel hält sich an der Heimatfront alles offen und geht in Europa weiter auf ein autoritäres Austeritätsregime zu. Die Grünen beglücken mit der Plastiktüten-Abgabe ihre Kernklientel, bleiben aber in Umverteilungsfragen weit hinter den Möglichkeiten zurück. Die SPD hat, heißt es, einen „Linksruck durch zu drastische Steuerpläne verhindert“. Die sozialdemokratischen Linken sind weder mit ihrer Forderung nach Revision der Rentenpolitik noch mit einer vergleichsweise bescheidenen Steuerforderung durchgekommen. Und auch die Beschlüsse der Piraten erweisen sich bei näherer Betrachtung als lasche Prüfaufträge für eine ferne Zukunft – ohnehin sieht sich die Partei weder links noch rechts, sondern vorn.

Diese Widersprüchlichkeit des Programm-Herbstes ist die eigentliche Botschaft. Mit dem Abstieg der FDP in die Liga der Sonstigen und angesichts des Aufkommens der Piraten gruppiert sich das Parteienfeld neu. Einerseits wiederholt sich dabei jener Effekt, der schon beim

Aufstieg der Linken zu beobachten war: Die Konkurrenz reagiert mit dem Versuch, politisches Terrain links der Mitte zurückzuerobieren. Dadurch wird es dort nun enger, weshalb die Parteien paradoxerweise zugleich stärker in die Mitte und darüber hinaus drängen.

Man sei, sagt der Piratenkapitän Nerz, die „liberale Kraft in Deutschland“. Da können die Verweser der FDP noch so klagen. Auch die Sozialdemokraten reklamieren Anspruch auf den von den dümpelnden Liberalen freigegebenen Platz – und bleiben zugleich bei der antiliberalen Vorratsdatenspeicherung.

Wohin also? 2013 ist eine Große Koalition des diffusen Weiter-so-Managements wahrscheinlicher als alles andere. Wer die Frage, welche Partei in diesen Zeiten links ist, beantworten will, darf sich von den Parteitagbeschlüssen ohnehin nicht leiten lassen. In Sachsen-Anhalt hat die Mindestlohn-Partei SPD gerade ihr Wahlversprechen einer Lohnuntergrenze bei öffentlichen Aufträgen fallen gelassen, weil die Mindestlohn-Partei CDU das verlangt hat. Es bleibt dabei: Die Praxis ist das Kriterium der Wahrheit.

**Lutz Herden** über Iran und das militärische Exempel

## Schläge und Gegenschläge

Wenn er tun will, was er glaubt, nicht lassen zu können, muss sich der britische Premier Cameron beeilen. Soll wegen des Gewaltausbruchs an der britischen Botschaft in Teheran gegen Iran ein militärisches Exempel statuiert werden, dann jetzt. Später wird kaum zu vermeiden sein, dass die Olympischen Spiele in London 2012 Schaden nehmen, weil auf sie der Schatten eines Krieges fällt. Wer kann schon wissen, wie lange eine Konfrontation dauert, falls es Schlag auf Schlag oder Schlag auf Gegenschlag geht? Die iranische Armee hat oft genug versichert, sie werde einem Angriff nicht tatenlos zusehen. Ist mit der zeitlichen Dimension der NATO-Intervention in Libyen zu rechnen, wäre von heute aus gesehen gerade noch rechtzeitig Schluss, damit statt der Kriegsflagge die olympische Flamme lodert.

Allein dieses Szenario zeigt, wie absurd und abenteuerlich die immer wieder gegen die Islamische Republik heraufbeschworenen Kriegsfantasien sind. Wenn es ernst wird, gerät nicht nur Olympia 2012 in Gefahr. Dann stellen sich konkrete Fragen: Angriff auf welche Ziele?

Flächenbombardements oder punktuelle Schläge? Durch wen? Die USA und Israel? Die NATO und Israel? Israel allein? Was geschieht, sollten iranische Truppen die Grenze zum Irak überschreiten und das im Abgang begriffene US-Besatzungskorps angreifen? Es fällt leicht, ein Land kriegsreif zu reden. Doch es wird unmöglich sein, jene Detonationswellen aufzuhalten, die eine ganze Region erschüttern, wenn es zu spät ist. Sicher, der Überfall auf die britische Botschaft bezeugt eine gewollte Eskalation, in der sich Machtkämpfe um die Nachfolge von Präsident Ahmadinedjad spiegeln. Es geht auch um einen inneren Burgfrieden gegen äußere Feinde. Und der Westen tut, was er kann, die Botschaftsstürmer und ihre Hintermänner nicht zu enttäuschen. Er begnügt sich seit Jahrzehnten mit dem Reflex, Iran auf die Anklagebank zu verbannen, statt über die Koexistenz mit einer Regionalmacht nachzudenken, deren Sicherheitsinteressen nicht weniger legitim sind als die der Türkei. Warum nicht endlich durch Gleichbehandlung dafür sorgen, dass man das eigene Kriegsgerede niemals beim Wort nehmen muss?



Knebel erinnert, das Alter Ego des Kabarettisten Uwe Lyko. Nur in einer glatt geschmirlen Partei, in der seine Prada-Brille fast als einzige topografische Erhebung auffällt, kann einer wie Schäffler als Rebell durchgehen. Europa-Skeptiker sei er nicht, beteuert er, in der rechten Ecke will er nicht stehen: „Ich bin sicher jemand, der radikal liberal denkt, aber weit davon entfernt, die Nation zu überhöhen. Das ist nicht meine Welt.“ Die Basis packt Schäffler vielmehr an deren liberalen Grundwerten. Rechtsstaatlichkeit, Marktwirtschaft – wer auf dem Kapitalmarkt Risiken eingeht, der soll dafür grade stehen, statt sich vom Staat die Gewinne sichern zu lassen. „Das, was uns die Linken vorwerfen – Gewinne privatisieren, Verluste sozialisieren – genau das machen wir in Europa.“ Auch der Satz kommt bei ihm immer wieder. Und dieser: „Ich bin bei meiner Meinung geblieben.“ Es waren die anderen, die sich im Strudel der Euro-Krise nach Maßgabe des Machbaren neu justierten.

### Verkauft eure Inseln

So beugte sich Kanzlerin Angela Merkel, die sich Anfang 2010 zunächst gegen Finanzhilfe für Griechenland sträubte und mit der Idee einer griechischen Insolvenz spielte, bald dem Konsens in Europa, den strauchelnden Partner nicht fallen zu lassen. Die FDP zog mit – bis auf Schäffler, der im Bundestag gegen die Rettungspakete votierte. Da allerdings war der einsame Widerstand des unbekanntenen Westfalen der Partei noch reichlich egal. Schäffler hatte bis dahin nur eine kleine Delle in der öffentlichen Wahrnehmung verursacht, mit der Forderung in der *Bild*, die Pleite-Hellenen sollten doch einfach ein paar ihrer 3.000 Inseln verhöckern. Seiner FDP setzte er erstmals beim Parteitag in Köln Ende April 2010 zu, als er mit dem Altliberalen Burkhard Hirsch einen Antrag gegen die Griechenland-Finanzhilfe einbrachte. Und scheiterte.

In der Partei wird der Vorwurf kolportiert, die damalige Fraktionschefin Birgit Homburger sei mit schuld an der heutigen Misere, weil sie Schäffler am Anfang des Konflikts nicht eingebunden habe. Homburger, inzwischen Vize-Parteivorsitzende, lässt den Vorwurf nicht auf sich sitzen. Wie es aus dem FDP-Präsidium heißt, machte sie darüber in dem Führungsgremium diese Woche ein Fass auf und trichterte den Kollegen ein, dass sie damals alles getan habe, Schäffler zur Raison zu bringen. Auch habe sie schon damals die Sprengkraft des Euro-Themas erkannt und das Grummeln an der Basis wahrgenommen.

Ernsthafte Gegenmaßnahmen gab es allerdings nicht. Beim Parteitag im Mai suchte Schäffler erneut Unterstützung für seine Linie. Und unterlag wieder. Er erklärt das damit, dass der Wille der Basis bei solchen Funktionärs-Veranstaltungen wenig zähle. „Man hat eigentlich keine Chance gegen die Parteiführung.“ Damit blieb aus seiner Sicht nur noch der Mitgliederentscheid, den er im Herbst anzettelte.

Davon, das wird recht offen eingeräumt, war auch die Parteispitze völlig überrascht. Der Außenseiter arbeitete geräuschlos, traf sich mit seinen Getreuen abgeschieden auf dem Hof des Parteifreunds Paul Friedhoff zur Strategie-sitzung. Die neue Parteiführung um Rösler wiederum war vorwiegend mit der eigenen politischen Profilierung beschäftigt. „Man hat ihn demonstrativ unterschätzt“, heißt es jetzt selbstkritisch im Thomas-Dehler-Haus. Erst als Schäffler – mit Hilfe von Facebook – in kurzer Zeit 3.000 Unterschriften für den Start des Parteireferendums zusammenbekam, wachten die Strategen auf und holten mit ihrer flächendeckenden Infokampagne quasi die Bazooka der FDP-Mehrheitsmeinung heraus.

Auf der Zielgerade gehen die Parteioberen den Aufwiegler nun hart an. „Frank Schäffler sagt einfach Nein zu allem“, kritisiert Generalsekretär Lindner. „Das wäre der vorsätzlich herbeigeführte Zusammenbruch von Staaten, Banken und Realwirtschaft.“ Das Wort Katastrophe fällt bisweilen und meint nicht nur den möglichen Flächenbrand in Euroland nach einem erzwungenen Ende solidarischer Hilfen. Auch vom Untergang der FDP als Regierungs- und Bundestagspartei ist die Rede und von der drohenden Spaltung.

Schäffler hingegen müht sich, die Konsequenzen seines Tuns herunterzuspielen – die von ihm gelegte „Bombe bunt anzupinseln“, wie seine Kritiker sagen. Finanzielle Folgen einer griechischen Pleite? In Deutschland halb so schlimm. Zerrüttung des europäischen Projekts? Auch nicht mehr als unter dem Diktat der Krisenpolitik. Rauswurf aus Merkels Koalition? Daran hat die Kanzlerin kein Interesse. Ein Ende der FDP? Nein, Mobilisierung und neues Leben in der Partei. So duckt sich Schäffler dieser Tage unter den Horrorszenerien weg. Wie sagte er zuletzt bei einer Gesprächsrunde in Berlin auf die Frage, was wird, wenn er den Mitgliederentscheid gewinnt? „Dann wird alles gut.“ Wahrscheinlich glaubt er das selbst sogar.

# Die bunt angepinselte Bombe

**FDP Euro-Rebell Frank Schäffler sagt: Mit seinem Mitgliederentscheid wird alles gut. Dabei steht die Zukunft der Partei und der Regierung auf dem Spiel**

■ Verena Schmitt-Roschmann

**E**berswalde liegt zwischen Berlin und Minden. Jedenfalls in Frank Schäfflers Terminkalender. „Der Vorsitzende dort ist einer meiner Unterstützer“, sagt der FDP-Politiker. „Das hab’ ich dem versprochen.“ Jetzt ist die Zeit, wo jeder Unterstützer zählt. Und so hat sich Schäffler, obwohl ihm inzwischen alles ein bisschen viel wird und die Kräfte schwinden, an diesem grauen Samstagmorgen in den Regionalexpress aus Berlin gesetzt und steht nun vor 14 Liberalen im Café Madlen im Sparkassenhaus der brandenburgischen Kleinstadt.

Wieder spricht der Mann mit dem rosigen Gesicht und der überdimensionierten Prada-Brille von der Euro-Rettungs-Bazooka, der grausamen Inflationsmaschine, die die Sparvermögen kleiner Bürger vernichten wird. Er redet von Rechtsbrüchen der Währungsretter und davon, dass man eine Schuldenkrise nicht mit neuen Schulden lösen kann. Und er bringt wieder das Lenin-Zitat: „Wer die bürgerliche Gesellschaft zerstören will, der muss ihr Geldwesen verwüsten.“ Einige der Zuhörer an den buchenfurnierten Tischen mit den FDP-Wimpeln glucksen verstoßen. Dann tröpfelt Applaus durch den spärlich besetzten Raum.

30, 40 solcher „Informationsveranstaltungen“ hat Schäffler seit Anfang November hinter sich gebracht, er weiß nicht mehr wie viele. Mal mit Hunderten Anhängern, mal nur mit ein paar Getreuen. Und bis zum Ende des FDP-Mitgliederentscheids zum Euro nächste Woche geht es so weiter. Schäffler gegen den Arbeitsmarktexperten Johannes Vogel, Schäffler gegen FDP-Fraktionsvize Florian Toncar – das Parteiestablishment bietet die geschmeidigsten ihrer Karrierepolitiker auf im Kampf gegen den Querkopf aus Ostwestfalen, der von der Basis her den Aufstand probt. Dazwischen wettet auch mal Generalsekretär Christian Lindner gegen Schäffler oder der liberale Übervater Hans-Dietrich Genscher.

Der so Attackierte nimmt das, nicht ohne Genugtuung, als Beleg, dass die Parteiführung extrem nervös ist. Und dort wird das auch bestätigt. „Es geht um die Wurst“, heißt es aus

der FDP-Zentrale. Sie sind sich einfach nicht sicher, ob der Hinterbänkler aus Bünde mit seiner Rebellion gegen die liberale Obrigkeit nicht doch eine Chance hat und damit das Schicksal der FDP, der Regierung, der Republik oder sogar Europas bestimmen könnte.

Das klingt dramatisch. Doch stürzt Schäfflers Begehren, das beim Erreichen des Quorums von 21.500 Stimmen nur eine einfache Mehrheit braucht, seine Partei tatsächlich in existenzielle Nöte. Sein Antrag ist eine Absage an den in Europa verabredeten permanenten Rettungsschirm ESM, ebenso an „jedwede Ausweitung oder Verlängerung“ der Hilfe. Stattdessen will man „überschuldeten Staaten einen geordneten Austritt aus dem Euro ermöglichen“. Damit bliebe der FDP und der Regierung kaum noch Handlungsspielraum. Gewinnt Schäffler, müssten die Liberalen eigentlich raus aus der Koalition, wenn sie ihre innerparteiliche Demokratie ernst nehmen.

Deshalb tobte nun eine Propagandaschlacht mit Verschwörungstheorien und taktischen Fouls, mit moralischen Appellen und strategischem Gesundbeten. So verweist Lindner sorgfältig darauf, es gebe ja kein imperatives Mandat, die Abgeordneten seien auch künftig völlig frei. Gleichzeitig propagieren beide Seiten den Sieg – mit jeweils 60 zu 40. „Wir werden gewinnen“, predigt Parteichef Philipp Rösler. Und doch arbeitet er angeblich schon an Plan B oder C für den Fall, dass es nach der Auszählung am 16. Dezember Schäffler ist, der jubelt. Auch sucht man in der Partei bereits nach Schuldigen, die es versäumt haben, den Rebellen einzufangen, als noch Zeit war.

### Ein kleines Licht

Begonnen hat alles kurz vor Weihnachten 2009, als Finanzexperte Hermann Otto Solms verhindert war und ausnahmsweise seinen Vize Schäffler den Arbeitskreis Wirtschaft und Finanzen der FDP-Bundestagsfraktion leiten ließ. „Ich dachte mir, das ist eine gute Gelegenheit, das beschließen zu lassen, was ich immer schon mal beschließen lassen wollte“, erinnert sich Schäffler und freut sich immer noch diebisch. Drei Punkte paukte er an diesem Tag im Arbeitskreis durch: sofort Anfangen mit dem Sparen im Bundeshaushalt, Ablehnung jeglicher Finanztransaktionssteuer und eine Absage an jede Finanzhilfe für Griechenland, das Europa gerade mit horrenden Defizitzahlen geschockt hatte.

Das mit dem raschen Sparen verhinderte später in der Fraktion der damalige Parteichef Guido Westerwelle, der fand, im ersten Regierungsjahr sei das nicht opportun. Aber für die

anderen beiden Themen interessierte sich offenkundig keiner der Kollegen genug, um Protest anzumelden. „Da dachte ich, wenn keiner widerspricht, dann gilt das“, sagt Schäffler treuherzig. „Diese Linie habe ich dann im Frühjahr einfach weiter vertreten.“

Damals war der Betriebswirt ein ziemlich kleines Licht im Parlament. Erst 2005 war er nach Jahrzehnten in der FDP-Lokalpolitik in den Bundestag eingezogen. Geboren in Schwäbisch Gmünd kam Schäffler als Kind mit seiner Mutter nach Westfalen, machte zuerst brav eine Lehre zum Industriekaufmann in Bad Salzuflen und studierte dann BWL in Bielefeld und Paderborn. Dreizehn Jahre lang beriet er für den Finanzdienstleister MLP Rechtsanwälte und Ärzte bei der Anlage ihrer Vermögen. Auch deshalb fühlt er sich zur Finanzpolitik berufen. Er sagt, Privatanleger seien nicht das Problem: „Die Banken erpressen den Staat. Aus dieser Erpressungslogik müssen wir raus.“

2009 wäre er gern finanzpolitischer Sprecher der Fraktion geworden. Doch Schäffler unterlag Volker Wissing und brachte es letztlich nur bis zum Obmann im Finanzausschuss. Über Wissing sagt Schäffler: „Der war gelittener als ich.“ Was wohl heißen soll, dass Wissing in der Fraktion immer schön stromlinienförmig mitschwamm. Denn über sich selbst urteilt Schäffler: „Ich bin jemand, der die Auseinandersetzung sucht.“ Die Fraktionsführung aber sei vor allem daran interessiert, dass der Apparat funktioniert. „Unabhängige Köpfe werden da nicht so geliebt.“

Unabhängigkeit, das Aussprechen unangenehmer Wahrheiten, wenn andere opportunistisch schweigen – Schäffler und seine Anhänger spielen bisweilen mit dieser Außenseiterrolle, hinter der sich zum Beispiel auch ein Thilo Sarrazin verschanzte. „Das wissen alle, aber keiner spricht drüber.“ Solche Sätze fallen auf Schäfflers Veranstaltungen immer wieder. In einer undurchsichtigen Zeit punktet er mit Gewissheiten. „Das kommt so sicher wie das Amen in der Kirche“, sagt er zum Beispiel über die Herabstufung von Frankreichs Triple-A-Kreditwürdigkeit. Auch ist er sich für Polemik nicht zu schade – gegen die Griechen, die ihre Versprechen angeblich nicht halten, oder gegen den neuen EZB-Präsidenten Mario Draghi, der als Italiener ja nichts anderes könne als Euros „drucken, drucken, drucken“.

Doch fehlen dem bald 43-jährigen Familienvater die Schärfe und die Selbstgerechtigkeit eines Sarrazin. Schäffler wirkt, bei aller Lust am Machtspiel, uneitel, er spricht eher verhalten, manchmal stockend, in einem näselnden Akzent, der entfernt an den Rentner Herbert

**Nur in einer glatt geschmirlen Partei wie der FDP kann einer wie Schäffler als Rebell durchgehen**

ILLUSTRATION: EVA HILLREINER FÜR DER FREITAG



Waffen im Wohnmobil: Nimmt man Trophäen mit zu einem Banküberfall?

FOTO: ALEX GRIMM/GETTY IMAGES

Nicht gefunden aber hat man eine Karte oder Notizen zum Polizistenmord in Heilbronn. Dieses Verbrechen gibt den Ermittlern wegen eines fehlenden Motivs nach wie vor große Rätsel auf. Die von BKA-Chef Ziercke zunächst gezogene Verbindung zwischen rechten Umtrieben in der Thüringer Heimatstadt der ermordeten Polizistin und der Tat wird von den Fahndern mittlerweile als kalte Spur bewertet. Viel heißer ist ein vergangene Woche bekanntgewordener angeblicher Bericht des US-Militärnachrichtendienstes DIA. Darin soll es Hinweise geben, dass am Tattag, dem 25. April 2007, Neonazis und ein Islamist, der von deutschen Verfassungsschützern und US-Geheimdienstlern observiert wurde, in Heilbronn in eine Schießerei mit Polizisten verwickelt worden seien. Die Täter seien zu einem Waffendeal verabredet gewesen und von der Polizei gestört worden.

## Welche Rolle spielen die Nachrichtendienste und die Polizei?

Noch ist die Echtheit des angeblichen DIA-Berichts nicht geklärt; auch haben die Verfassungsschutzämter von Bayern und Baden-Württemberg eine Verwicklung in einen solchen Vorgang bestritten. Sollte sich die Version dennoch erhärten, müsste dann auch geklärt werden, ob es tatsächlich noch zu einem Waffengeschäft auf dem Heilbronner Parkplatz gekommen ist und wenn ja, ob die dort anwesenden Neonazis Waffen von dem observierten Islamisten übernahmen. Das wäre brisant: Bei dem Mann handelt es sich um den mittlerweile mit internationalem Haftbefehl gesuchten Türken Mevlüt Kar, der als fünfter Mann der sogenannten Sauerland-Zelle gilt, einer 2007 zerschlagenen Gruppe deutscher Islamisten, die Anschläge planten. Kar gilt als V-Mann des türkischen Geheimdienstes und soll auch zur CIA Kontakt gehabt haben.

Islamisten, der türkische Geheimdienst und deutsche Neonazis – wie passt das zusammen? Wenn es um kriminelle Waffengeschäfte geht, spielen in solchen Kreisen ethnische Unterschiede kaum eine Rolle. Hinzu kommt, dass deutsche Neonazis und faschistische türkische Gruppen wie etwa die „Grauen Wölfe“ zumindest Brüder im Geiste sind.

## Festnahme gescheitert

Aber noch mehr Rätsel gilt es für die Ermittler zu lösen. Warum haben die drei in der Zwickauer Wohnung so auffällig wenig Wasser verbraucht – hatten sie möglicherweise seit 2008 noch einen weiteren Unterschlupf? Ist es realistisch, dass unter falscher Identität agierende Terroristen Urlaubsfreundschaften auf Campingplätzen schließen und den neuen Bekannten später sogar Fotos und Videos von sich schicken? Was machte das Trio in der Schweiz, wo es offenbar zeitweise lebte und sogar ein Auto mit Schweizer Kennzeichen fuhr, mit dem man Urlaub in Deutschland machte? Wer finanzierte das Trio? Zwar sollen sie bei ihren Banküberfällen insgesamt 600.000 Euro erbeutet haben; zieht man die im Wohnmobil gefundene Summe ab, bleiben knapp eine halbe Million Euro. Das ist nicht viel für einen Zeitraum von zwölf Jahren und drei Erwachsene, die Wohnungen unterhalten, Fahrzeuge mieten, in der ganzen Bundesrepublik umherfahren und aus Tarngründen vermutlich auch keine Krankenversicherung haben.

Welche Rolle spielen die Nachrichtendienste und die Polizei? Mehrfach hat es in den ersten Jahren nach ihrem Untertauen 1998 Gelegenheiten gegeben, die drei festzunehmen. Das scheiterte immer wieder – aus Unvermögen oder Unwillen? Warum enden 2007 Morde und Banküberfälle, nachdem im Umfeld der letzten beiden Mordtaten angeblich Verfassungsschützer aufgetaucht waren? Auch wenn Generalbundesanwalt, BKA-Chef und Politiker den Eindruck vermitteln, der Fall sei weitgehend gelöst – mehr als einen Monat nach dem Ende der Zwickauer Zelle stochern die Ermittler bei vielem weiter im Nebel.

Andreas Förster schreibt als freier Journalist vorwiegend über Sicherheitsbehörden

# Dünne Erkenntnislage

Neonaziterror Im Fall der Zwickauer Zelle bleiben auch nach fünf Wochen weit mehr Fragen als Antworten. Eine Zwischenbilanz

■ Andreas Förster

Es ist der 4. November, als gegen mittig in einer ruhigen Siedlung am Rande des Thüringer Dörfchens Stregda, unweit von Eisenach, ein weißes Wohnmobil in Flammen aufgeht. Darin sterben zwei Männer. Drei Stunden später fliegt nach einer Explosion in der Frühlingsstraße im Zwickauer Stadtteil Weißenborn die Vorderwand eines Wohnhauses in den Vorgarten. Bald macht die Nachricht die Runde, dass in den Trümmern des Wohnmobils die Dienstwaffe einer Polizistin gefunden wurde, die 2007 in Heilbronn erschossen worden war. Am 11. November erklärt die Polizei, man habe nun auch die Tatwaffe einer bis dato unaufgeklärten Mordserie entdeckt, der zwischen 2000 und 2006 acht türkischstämmige und ein griechischer Kleinunternehmer zum Opfer fielen.

Das ist der Anfang der Geschichte, die seither die Republik erschüttert. Es geht um den ungeheuerlichen Verdacht, eine von Hass auf Ausländer und den Staat getriebene rechte Mörderbande habe seit der Jahrtausendwende – unbemerkt von den Sicherheitsbehörden – eine Blutspur durch Deutschland gezogen. Die für terroristische Verbrechen zuständige Generalbundesanwaltschaft leitet die Ermittlungen, fast täglich kommen neue Details ans Licht. Doch bietet eine Zwischenbilanz der vergangenen fünf Wochen immer noch mehr Fragen als Antworten zu dem verworrenen Fall.

In den Trümmern des Zwickauer Hauses fanden sich mehrere Kopien einer DVD, die eine zynische Filmcollage aus Tatortbildern sowie Film- und Wortsequenzen der Zeichentrickserie Paulchen Panther enthält. Versteht man diesen Film als Bekennervideo, dann übernimmt eine darin erwähnte Gruppe „Nationalsozialistischer Untergrund“ (NSU) die Verantwortung für die Mordserie an den Migranten, den Überfall auf die Polizistin in Heilbronn und einen Nagelbombenanschlag in einer vorwiegend von türkischen Migranten bewohnten Straße in Köln am 9. Juni 2004.

Für die Ermittler steht damit trotz aller noch offenen Fragen fest: Uwe Böhnhardt (34) und Uwe Mundlos (38), die toten Männer aus dem Wohnmobil, und Beate Z. (36), die mit den beiden seit 2008 in Zwickau gewohnt hat und in Untersuchungshaft sitzt,

sind der Kern jener mysteriösen Terrorgruppe NSU. Um sie herum gab es eine Handvoll etwa gleichaltriger Unterstutzer, die dem unter falscher Identität lebenden Trio mit Personaldokumenten, Bahn cards und vielleicht auch Waffen geholfen haben. Inzwischen hat sich auch die Politik des Falles bemächtigt und diskutiert, losgelöst von der noch immer dünnen Erkenntnislage der Ermittler, ein neues Verbotverfahren gegen die NPD.

## Kann man das glauben?

Bislang aber fördern die Ermittlungen mehr Widersprüche und Unwahrscheinlichkeiten zutage als Fakten. Ist es etwa vorstellbar, dass drei junge Menschen, von denen zwei nur über eine mittelmäßige Schulbildung verfügen, nach ihrem Abtauchen 1998 mehr als 13 Jahre lang unbehelligt und unerkannt mitten in der Bundesrepublik leben und dabei mordend und raubend durchs Land ziehen? Ohne dass deutsche Ermittlungsbehörden und Geheimdienste davon etwas mitbekommen oder auch nur ahnen? Dass die drei für sich festgelegt haben sollen, welches Leben ausgelöscht werden muss, ohne in der üblichen Selbstbeziehung die Öffentlichkeit an ihren abstrusen politischen Motiven teilhaben zu lassen? Ohne ein Signal an mögliche Sympathisanten im rechtsextremen Bodensatz der Gesellschaft zu senden, wonach endlich einer von ihnen das Heft des Handelns in die Hand genommen hat?

Insgesamt 2.500 Asservate müssen von Ermittlern der Sonderkommission „Trio“ ausgewertet werden. Sie stammen aus dem Schutt der Zwickauer Wohnung und dem ausgebrannten Wrack des Wohnmobils in Stregda. Die gut 400 Ermittler, die bis Jahresende noch einmal um fast 100 weitere Beamte aufgestockt werden, erhoffen sich von der mühsamen Sichtung und Rekonstruktion der zum Teil stark beschädigten Hinterlassenschaft des Trios Aufschluss über die Frage, wo sich Böhnhardt, Mundlos und Z. in den letzten 13 Jahren aufgehalten, was sie getan haben und mit wem sie in Kontakt standen.

Festzustehen scheint, dass Mundlos und Böhnhardt an jenem 4. November eine Sparkassenfiliale am Eisenacher Nordplatz überfallen haben. Sie flohen mit Fahrrädern zu einem Parkplatz im Nachbarort Stregda, wo sie ihr Wohnmobil abgestellt hatten –

eine Vorgehensweise wie schon bei mehreren Banküberfällen seit 1999 in Sachsen, Thüringen und Mecklenburg-Vorpommern, die Ermittler den beiden Männern zuschreiben. Und doch läuft es diesmal anders: Die Täter fliehen mit ihrem Fahrzeug nicht über Nebenstraßen und Landstraßen, um einer Ringfahndung der Polizei zu entgehen, sondern fahren in ein ruhiges Wohngebiet in Stregda, in dem ein parkender Camper auffällt. Hier beginnt der Showdown der Gruppe, der nach wie vor Rätsel aufgibt.

Selbst BKA-Chef Jörg Ziercke musste auf einer Pressekonferenz vor einer Woche einräumen, dass das Geschehen an diesem Tag nicht zu dem bis dahin so planvollen Vorgehen der Gruppe passe. Warum fuhren die Profis nicht schnurstracks nach Zwickau zurück? Und warum hatten sie ihr Wohnmobil mit Waffen und Geld vollgestopft? Sieben Waffen, darunter zwei Pumpguns und eine Maschinenpistole, fanden sich im Fahrzeug. Auch die beiden geraubten Dienstwaffen vom Heilbronner Polizistenmord waren an Bord – Trophäen eigentlich, die man besser versteckt und nicht mit zu einem Bankraub nimmt,

## Schließen Terroristen Urlaubsfreundschaften auf Campingplätzen?

weil doch immer die Gefahr einer Festnahme besteht. Und dann fanden sich in dem Auto noch mehr als 111.000 Euro in bar. Das Geld stammte aus früheren Banküberfällen, das bewiesen die zum Teil noch mit Bänderolen umwickelten Bündel.

Warum haben sie sich den Weg nicht freigeschossen, als sich gegen Mittag eine Polizeistreife näherte? Angeblich gibt es eine Zeugenaussage, wonach die drei einmal gesagt haben sollen, dass die Polizei sie nicht lebend in die Finger bekommen werde. Die Aussage stammt aber von Ende der neunziger Jahre. Zwischenzeitlich hieß

es auch, es sei ein Schuss abgegeben worden nach außen, in Richtung Polizei. BKA-Chef Ziercke korrigierte das aber zuletzt: Es gebe bislang keinen Beweis dafür.

Die Leichen der beiden Männer sind nach wie vor nicht freigegeben. Ziercke sprach von einem „komplexen Tatort“ in Stregda und einer „komplexen Auffindsituation“. Tatsächlich ist noch immer unklar, wie und durch wen die beiden Männer umgekommen sind. Fest steht: Böhnhardt, der als brutaler Waffennarr beschrieben wird, hielt eine Pistole in der Hand, aus der jedoch kein Schuss abgegeben wurde. In seinem Kopf fand sich ein Einschussloch. Ob der tödliche Schuss aus großer Nähe abgegeben wurde oder durch eine aufgesetzte Waffe, lässt sich nicht mehr rekonstruieren. Das Feuer im Wagen hat die Leichen so verunstaltet, dass weder Schmauchspuren noch sogenannte Stanzmarken auf der Haut nachgewiesen werden konnten, von DNA-Spuren Dritter ganz zu schweigen.

Die Ermittler gehen bislang davon aus, dass Mundlos, der als der intelligentere und weichere der beiden Männer galt, Böhnhardt erschossen und sich dann selbst gerichtet hat. Mundlos hatte ebenfalls eine Schussverletzung. Doch fanden sich in seiner Lunge Rußpartikel. Der Schuss, den er sich mit einer Langwaffe selbst beigebracht haben soll, war also nicht tödlich. Offenbar ist er erstickt.

## Stadtpläne vom ADAC

Dank der Waffen und einer Reihe von Beweismitteln, die wie durch ein Wunder das starke Feuer und die Explosion in der Zwickauer Wohnung überstanden haben, können die Ermittler inzwischen Verbindungen zwischen dem Trio und einigen der ihnen zur Last gelegten Verbrechen herstellen. So hat man mehr als 50 Wohnmobile und Fahrzeuge identifizieren können, die Mundlos und Böhnhardt mit von Unterstützern bereitgestellten Personaldokumenten seit 2000 angemietet hatten. Auffällig ist eine zeitliche Übereinstimmung mit einigen der Mordanschläge auf Migranten sowie mit Banküberfällen. Auch fanden sich im Schutt der Zwickauer Wohnung Reisekarten und Stadtpläne vom ADAC, auf denen Tatorte eingezeichnet waren. Zudem gibt es Notizen, die darauf hindeuten, dass die Opfer vor der Tat genau ausspioniert wurden.

# Weniger Netz, mehr Agrar

**Piraten** Erfolg in Großstädten haben sie. Ob sie über die urbanen Milieus hinauswachsen können, wird sich bald in Schleswig-Holstein zeigen

■ Jakob Rondthaler

**T**orge Schmidt trägt kurze Haare, einen schwarzen Kapuzenpullover und Kinnbart, er ist Mitglied der Piraten. Mit einem Kopftuch oder einer orangefarbenen Latzhose würde er nicht auftreten. Schmidt unterscheidet sich von seinen Berliner Parteifreunden, so wie sich der Landesverband Schleswig-Holstein, der ihn im Oktober zum Spitzenkandidaten wählte, vom Berliner Landesverband unterscheidet. Die Mitglieder sind älter, die Themen andere: weniger Internet, mehr Agrar. Schmidt will nun beweisen, dass die Piraten auch auf dem Lande punkten können. Dazu muss er bei der Wahl in Schleswig-Holstein im Mai 2012 die Fünf-Prozent-Hürde knacken.

„Wenn wir dort den Einzug ins Parlament schaffen, ist das Argument obsolet, dass wir nur im urbanen Raum erfolgreich sind“, sagt Schmidt. Es ist das Vorurteil, gegen das er immer ankämpfen muss: dass die Partei nur in Großstädten, nur von jungen Leuten, nur von Studenten und Freiberuflern gewählt werde. Dass die Piraten kein Hauptstadt-Phänomen mehr sind, darin sind sich mittlerweile fast alle Beobachter einig – und die bundesweiten Umfrageergebnisse, stabil bei etwa sechs Prozent, beweisen es auch. Aber sind die Piraten wirklich schon über die urbanen Milieus hinausgewachsen?

## Neue Zeitrechnung

Am Wochenende traf sich die Partei zum Bundesparteitag in Offenbach am Main. Mehr als 1.200 Mitglieder haben daran teilgenommen, alle waren stimmberechtigt. Bevor es losging, sprach SPD-Bürgermeister Horst Schneider über die Probleme in der Stadt, über Firmen, die hier einst ansässig waren. Schnell wurde klar: Offenbach ist arm, aber nicht sexy, strukturschwach und ohne Großstadt-Charme.

Doch die Piraten haben bei der Kommunalwahl in Hessen im März dieses Jahres im Kreis Offenbach immerhin 2,5 Prozent, in der Stadt 2,3 Prozent bekommen. Das sind jeweils zwei Sitze. Und das war noch vor dem großen Hype, der nach dem 18. September einsetzte. Mit der Berliner Abgeordnetenhauswahl hat so etwas wie eine neue Zeitrechnung bei den Piraten eingesetzt. Seitdem haben sich die Mitgliederzahlen



„Damit haben wir in Berlin eine Wahl gewonnen“: Piraten auf ihrem Parteitag

verdoppelt. Wenn man betrachtet, welche Anträge die Partei nun am vergangenen Wochenende verabschiedet hat, scheint es, als könnten sich die Berliner Piraten auch inhaltlich durchsetzen: die Forderung nach einem fahrscheinlosen ÖPNV, nach einer neuen Drogen- und Suchtpolitik, das Bekenntnis zum bedingungslosen Grundeinkommen. „Damit haben wir in Berlin eine Wahl gewonnen“, ist ein Argument, das man häufig am Saalmikrofon hört.

Doch die meisten Piraten glauben nicht, dass die Hauptstädter unter ihnen nun bundesweit eine inhaltliche Vorrangstellung einnehmen. Es stimmt schon, dass sie einen gewissen Einfluss hätten, sagt Marina Weisband, die Politische Geschäftsführerin der Partei. Aber es habe schon immer viele Piraten gegeben, die für das Grundeinkommen waren. Ähnlich sieht das der Politikwissenschaftler Christoph Bieber von der Universität Duisburg-Essen, der die

Piraten seit ihrer Entstehung beobachtet: „Diese Strömungen hat es schon vor der Berlin-Wahl gegeben.“ Kein Landesverband habe sich vorgenommen, in Offenbach als „informelle Elite aufzutreten, und dort inhaltlich alle Register zu ziehen“.

Tatsächlich ist von den 15 neuen Mitgliedern des Berliner Abgeordnetenhaus in Offenbach nicht allzu viel zu hören. Christopher Lauer steht öfter am Saalmikrofon, aber das ist man von ihm gewohnt. Der Fraktionschef Andreas Baum hingegen sitzt das ganze Wochenende an seinem Laptop, erst am Sonntagabend, als der Parteitag zu Ende geht, spricht er auf der Bühne. Sein Landesverband bietet den anderen Hilfe an. Man schaut schon ein wenig hin auf zu den Hauptstadt-Piraten, viele sprechen hier ehrfurchtsvoll von „den 8,9 Prozent“. Doch natürlich hatte man in der Hauptstadt – neben jungen, urbanen Wählern – einen entscheidenden Vorteil: Einen

Stadtstaat kann man auch mit relativ bescheidenen finanziellen Mitteln plakatieren. In Schleswig-Holstein ist das anders.

Auch Torge Schmidt spricht deshalb in Offenbach und bittet die Piraten aus den Nachbarländern um Hilfe. Er ist zuversichtlich, dass Hilfe kommt – und auch was das Ergebnis angeht: Den Einzug werde man schaffen, „das Ergebnis aus Berlin zu toppen, ist natürlich schwer“.

## Mitgliederzahl verdoppelt

In Schleswig-Holstein hat sich die Zahl der Mitglieder nach dem Wahlerfolg in der Hauptstadt fast verdoppelt: „von 370 auf an die 600“, sagt Schmidt. Ein Trend, der sich im Moment bundesweit beobachten lässt – und der die Piraten selbstbewusst macht, auch jenseits der Metropolen-Regionen und Großstädte anzutreten. In Lindau zum Beispiel, rund 24.500 Einwohner, geht die

## Im Nordwesten werde sich die Piraten der Fünf-Prozent-Hürde eher von unten annähern

Partei mit einem eigenen Kandidaten ins Rennen um das Amt des Oberbürgermeisters. Neue Stammtische gibt es in ländlichen Kreisen. Im Saarland hat sich die Mitgliederzahl ebenfalls verdoppelt, auch das nicht gerade ein urbaner Ballungsraum.

Viele der neuen Mitglieder in Schleswig-Holstein seien Bewohner ländlicher Regionen, sagt Schmidt. Wäre so etwas wie das bedingungslose Grundeinkommen in seinem Landesverband überhaupt vermittelbar? „Wir haben einen ähnlichen Beschluss bereits vor Monaten in Schleswig-Holstein verabschiedet“, sagt er.

Die Partei werde bei der Landtagswahl im Mai wohl mehr Stimmen bekommen, als sie bei der Bundestagswahl in dieser Region erzielte, glaubt Politologe Bieber. Doch die Piraten werden sich seiner Ansicht nach dem Fünf-Prozent-Quorum wohl „eher von unten als von oben“ annähern.

Weil die Region zu ländlich ist? „Die wenigen Anhaltspunkte weisen auf eine schwierige Kampagnensituation hin“, sagt Bieber. „Ein kleiner Landesverband, keine Vertreter in den Kommunalparlamenten, und auch die Netzpolitik spielt anders als in Berlin keine hervorgehobene Rolle.“ Doch er sieht zumindest Indizien dafür, dass die Piraten nicht unbedingt nur eine urbane Szenepartei sind: Das Durchschnittsalter der Mitglieder ist seit September von etwas über 30 Jahren auf etwas über Mitte 30 angestiegen. Und auch die Mitglieder, die zum Bundesparteitag gekommen sind, würde man nicht alle der Klientel zuordnen, meint Bieber, die man „als typische Vertreter der digitalen Bohème oder der IT-Gründerszene in hochvernetzten Großstädten“ bezeichnet.

Jakob Rondthaler hat im Freitag 41/2011 über die Haltung der Piratenpartei zum Staatstrojaner geschrieben

# Das ganze Leben aus der Bahn geworfen

**Missbrauch** Eine Auswertung der Anrufe bei den Hotlines von Kirche und Staat zu sexualisierter Gewalt gibt Hinweise für Ansätze zur Therapie

■ Ulrike Baureithel

**E**r schäme sich abgrundtief, gab Pater Mertes, der ehemalige Leiter des Berliner Canisius-Kollegs, im Februar 2010 zu Protokoll. Der Ordensmann bemühte sich an seiner Schule als einer der ersten kompromisslos um die Aufklärung sexuellen Missbrauchs. Die Scham, die Mertes damals bekundete, empfinden häufig genug aber die Opfer. Ohne Ansprechpartner müssen sie mit dem Geschehen alleine zurechtkommen. Lebenslange Störungen sind die Folge.

Zu Beginn des Skandals schaltete der vom Bundeskabinett eingerichtete Runden Tisch deshalb eine Hotline, die Betroffenen als Anlaufstelle dienen, aber auch Tätern offen stehen sollte. Ein ähnliches Angebot schuf die Katholische Kirche, allerdings nur für die Opfer sexualisierter Gewalt. Den Abschlussbericht zum Runden Tisch hat die Unabhängige Beauftragte Christine Bergmann (SPD) mittlerweile vorgelegt. Wenig bekannt ist dagegen die Auswertung der Hotlines, die in der Zeitschrift *Trauma und Gewalt* (Heft 2, 2011) vorgestellt wurde. Das Angebot, betonen die Experten, könne eine Therapie zwar nicht ersetzen. Dennoch sei es von großer Bedeutung, denn oft fühlten sich die Betroffenen erst mal ernst genommen.

Erklärtes Prinzip der telefonischen Anlaufstelle des Runden Tisches, die es immer noch gibt, ist strikte Anonymität. Die Aussagen der Anrufer werden nur nach ausdrücklicher Einwilligung dokumentiert. Bis November 2010 meldeten sich 5.750 Personen, die von ihrem persönlichen Schicksal berichteten, Kritik äußerten oder Vorschläge zum Umgang mit Kindesmissbrauch machten. Bei den knapp 2.000 ausgewerteten Gesprächsprotokollen handelt es sich also um keine repräsentative Stichprobe. Doch sie lassen wichtige Rückschlüsse zu auf die Betroffenen und das Ausmaß und die Umstände sexualisierter Gewalt.

## Zwei Drittel Frauen

Von denen, die über eigene Erfahrungen mit sexuellen Übergriffen berichteten, waren 63 Prozent Frauen und 37 Prozent Männer. Das bestätigt Erkenntnisse, dass Mädchen ein deutlich höheres Risiko haben, sexuell missbraucht zu werden. Die Übergriffe auf Mädchen ereignen sich eher in der Familie, während Jungen dies eher in Institutionen widerfährt. Das Alter der Anrufer lag zwischen acht und 81 Jahren, wobei die Älteren sich später meldeten; offenbar brauchten sie länger, um ihr Schweigen zu brechen. 92 Prozent der Missbrauchsfälle liegen in der Vergangenheit; viele Taten gehen in die fünfziger bis siebziger Jahre zurück. Ähnliches ergab auch die Auswertung der Hotline der katholischen Kirche. Dass zunächst vor allem Gewalt in Institutionen, insbesondere der Kirche, zur Sprache kam und das familiäre Umfeld erst nach und nach ins Licht rückte, ist wohl auf die öffentliche Debatte zurückzuführen. Interessanterweise leben fast 90 Prozent der

Anrufer heute überwiegend in den alten Bundesländern. Woran das liegt, ist nicht eindeutig geklärt.

Mit Blick auf die Täter bestätigte sich, was von der Öffentlichkeit immer noch gerne verdrängt wird: Die Täter (unter den 811 waren es 75 Frauen) stammen sehr oft aus der Familie, oder es handelt sich um Vertrauenspersonen in Kirchen, Schulen, Heimen und medizinischen Einrichtungen, wobei die katholische Kirche deutlich dominiert. Es stellte sich auch heraus, dass Priester oft erst im Laufe ihres Lebens übergriffen werden. Das diskutierte Screening von Priesteranwärtern scheint somit wenig aussichtsreich. Fast immer wird eine „besondere Beziehung“ ausgenutzt, zum Beispiel die Beichte. Erzieher nähern sich in Schlaf- oder Waschräumen oder auf Schulfreizeiten. Entscheidend für die Übergriffe ist also vor allem der unkontrollierte Zugang zu Minderjährigen und die Möglichkeit, sich ihr Vertrauen zu erschleichen.

Die oft lebenslangen posttraumatischen Belastungsstörungen liegen daran, dass die Opfer diesen Vertrauensbruch nicht einordnen können und sich schuldig fühlen. Viele meiden deshalb Situationen, die sie an den Missbrauch erinnern könnten, zum Beispiel das Erlernen eines Instruments, den Sprachunterricht oder sportliche Aktivitäten. So werden Begabungen verschüttet, ganze Lebensentwürfe aus der Bahn gebracht. Diese Spuren in Missbrauchsbiographien zu bearbeiten, wäre ein viel versprechender Therapieansatz. Bisher, auch das wurde deutlich, fühlen sich vor allem Ältere Missbrauchsoffer oft von den professionellen missverstanden. Mit Blick auf Fragen der Prävention sind wohl vor allem die Betroffenen Experten.

ANZEIGE

# Jetzt

im neuen tip Berlin:

**Der alte Eden**  
Eine Begegnung mit dem Mann, der Berlin einst zum Leuchten brachte

**Todesdrohungen und Schläge**  
Berlins rechte Szene wird kleiner, aber brutaler

**Wir geben alles**  
24 Seiten Weihnachtsbeilage mit vielen tollen Geschenktips

**Plus: Knallhart**  
Detlev Bucks herausragendes Neukölln-Drama als Extra-DVD in limitierter Auflage

Am Kiosk!

Bequemer und günstiger lesen Sie im Abo: Sie sparen 15 Prozent (Studenten über 30 Prozent!) [www.tip-berlin.de/abo](http://www.tip-berlin.de/abo) oder (030) 25 00 34 24

Das Magazin der Stadt tip Berlin



**Wir können auch anders** Europa als Eliten-Projekt ist gescheitert. Machen wir daraus eine Bürger-Union

# Das ist das Jahr null

**Vision** Das Projekt Europa ist zum Schreckgespenst geworden. Aber die Krise bietet die Chance für einen neuen Gründungsmythos

■ **Adrian Lobe**

Ach, Europa!, möchte man wieder seufzen. Staatsverschuldung, Euro-Krise, nationalistiche Populismen – die Union befindet sich in schweren Zeiten. Im Wochentakt poppen neue Schlagworte hoch, um den Kontinent zusammenzuhalten: Eurobonds, Wirtschaftsregierung, Fiskalunion. Anfang der Woche drohte Frankreichs Präsident Sarkozy offen mit der Variante Kerneuropa, sollten sich beim EU-Gipfel nicht alle 27 Staaten einheitlichen Stabilitätskriterien verschreiben. Alles zur Rettung der Gemeinschaftswährung? Nein, längst geht es um etwas Größeres: Die Idee Europas.

Aber was ist das eigentlich – die Idee eines geeinten Europas? Sie speiste sich anfangs vor allem aus einer Anti-Kriegs-Vision. Die Römischen Verträge von 1957 institutionalisierten eine Gemeinschaft, die der Gewalt abschwor und sich zu dauerhaftem Frieden verpflichtete. Doch was die Gründungsväter unter dem Eindruck der Erfahrungen im zweiten Weltkrieg vereinbarten, ist zur Selbstverständlichkeit geworden. Auch der Binnenmarkt, der zweite Kerngehalt der Union, ist in Zeiten der Globalisierung zu einer Grundvoraussetzung geworden, die keinerlei Pathos oder Empathie erweckt. Europa begeistert nicht.

Seit Jahrzehnten versuchen Politiker, den Kontinent immer wieder durch umfassende Vertragswerke zusammenzuschweißen. Doch diesen Papieren fehlt der Geist, der Verträgen für gewöhnlich innewohnt. Die Verträge – von Maastricht bis Lissabon – haben eine normative Leere hinterlassen. Das Dilemma der EU ist, dass sie nach konstitutionellem Muster funktionieren soll, aber das Wort Verfassung nicht auftauchen darf. Ein groteskes Versteckspiel. Es ist, als müsste Europa seine Identität leugnen.

Die einigende und majestätische Kraft des Rechts, von der Walter Hallstein einmal sprach, ist verbraucht. Die Verträge haben keine Integrationskraft mehr: Sie werden sanktionslos unterlaufen. Zahlreiche Länder haben die Maastricht-Kriterien gebrochen, ohne dafür bestraft zu werden. Andere verstießen wiederholt gegen den Grundsatz der Effektivität des Europarechts. Der letzte Sündenfall: Die Verabschiedung des Euro-Rettungsschirms unter Verletzung des Bailout-Verbots aus Artikel 125 EUV. Kein Staat darf für andere haften, steht darin geschrieben. Diesen Grundsatz haben die Staatenlenker geflissentlich ignoriert. Das Recht wurde auf dem Altar der Alternativlosigkeit geopfert. Schlimmer noch: Die Argumentation, die diesen Entscheidungsprozess begleitet, ist äußerst einseitig. Der Grund: Es findet kein europäischer Diskurs statt, der die Ratio der Regierenden rezipiert und reflektiert. Diese fehlende Öffentlichkeit ist die Achillesferse der EU. In den ungleichzeitigen, disparaten Wahrnehmungswinkeln entsteht der Eindruck, dass Maßnahmen im Hinterzimmer der Institutionen auskugelt werden. Der Verdruss über europäisches Handeln wächst, die Zustimmungsraten der EU erschöpfen sich in der Bevölkerung nur noch bei 50 Prozent.

## Brüssel ist fern

Europa findet im Modus der Sachgesetzlichkeiten und Technokratie statt. Viele Paragrafen, wenig Leidenschaft. Das Regelwerk aus Brüssel ist immens. Tausende Richtlinien und Verordnungen werden jedes Jahr erlassen. In manchen Politikfeldern haben 80 Prozent der Rechtsakte einen europäischen Ursprung. Trotz dieses Einflusses ist die Europäische Union nicht hinreichend legitimiert. Sie hat sich in einem Exekutivföderalismus verheddert, der von nationalen Regierungen dominiert wird. Das Europäische Parlament, das als Korrektiv infrage käme, wurde zwar im Rahmen des Lissabon-Vertrags aufgewertet. Doch es ist noch immer kein Vollparlament. Seine Mitspracherechte sind, verglichen mit denen nationaler Abgeordnetenhäuser, gering. Viel schwerer wiegt jedoch, dass das EU-Parlament in seiner Arbeit von den Bürgern kaum wahrgenommen wird.

Wenn die Institutionen so blass und fern scheinen, wenn sich die EU als ein abstraktes Gebilde darstellt – gibt es denn kein Surrogat? So etwas wie die „Essentialia Europae“, eine kulturelle Klammer, die die Völker von Griechenland bis Großbritannien zusammenhält?

Wir haben schon fast vergessen, dass die EU den Bürgern viele Freiheiten eröffnet hat. Niederlassungsfreiheit, Kapitalverkehrsfreiheit, Dienstleistungsfreiheit, Arbeitnehmerfreizügigkeit, Reisefreiheit – die Schlagbäume sind für immer gefallen. Und doch: Grenzöffnung geht einher mit

Entgrenzung. Wer auf Wanderschaft geht, muss auch verlassen. Das fällt vielen schwer. Die Entterritorialisierung der EU entwurzelt – und macht viele heimatlos. In den Köpfen der Menschen verfestigt sich die Vorstellung eines diffusen Raums, der viel Kälte erzeugt. Man fühlt sich belkominen – und bedroht. Der Binnenmarkt hat sich zum Schreckgespenst der Bürger gewandelt. Sie setzen ihn gleich mit Lohndruck, Konkurrenzkampf, Arbeitslosigkeit, sozialem Abstieg.

Das Projekt Europa steht vor einer Wegscheide. Entweder es verharrt in seinem derzeitigen Zustand und bleibt ein Klub von Nationalstaaten. Oder es entwickelt sich zu einer bundesstaatlich verfassten Union, auf die weitere Hoheitsrechte übertragen werden. Dafür braucht es aber eine Legitimation. Die kann nicht allein auf Verträgen beruhen. Je mehr Verträge verabschiedet werden, desto windschiefer wird das europäische Haus.

## Der neue Traum von Europa

Ein Narrativ muss her, fordern die Beobachter, eine Erzählform wie der „American Dream“. Europa fehlt ein solcher Gründungsmythos – es ist ein Projekt der Eliten. Auch wenn der Kontinent auf eine lange Geschichte zurückblicken kann – die Historie ist immerzu nationalstaatlich gefiltert. Seien es die napoleonischen Kriege oder die Türkenbelagerung Wiens – jede Nation blickt auf die Ereignisse mit anderen Augen. Diese unterschiedlichen Perspektiven vertragen sich nicht mit der Vision der Vereinigten Staaten von Europa.

Was ist dann das verbindende Element? „Europas Seele ist die Toleranz“, sagte Angela Merkel bei einer Rede 2007 vor dem Europäischen Parlament anlässlich der deutschen Ratspräsidentschaft. Doch der Versuch, eine geistige Grundlage der Gemeinschaft zu generieren, bleibt konstant. Das Respektieren der Andersartigkeit ist

## Die Erfahrung des Scheiterns könnte sich zur gemeinsamen Geschichte verdichten

ein zu schwaches Motiv. Toleranz heißt oft Indifferenz. Der Mehrheit der Deutschen scheint das Schicksal der Griechen herzlich egal zu sein. Und man denke nur an die Flüchtlingsproblematik oder die gegenseitigen Schuldzuweisungen bei Exportüberschüssen, um zu erkennen, was Toleranz gilt. Die Losung „In Vielfalt geeint“ ist realitätsfremd – es setzt die Einigung gewissermaßen schon voraus.

Vielleicht ist es die Kompromissfähigkeit und das Krisenmanagement, aus denen ein tragfähiges Europa konstruiert werden kann. Nicolas Sarkozy hat zu Recht darauf hingewiesen, dass die EU mit ihren 27 Staaten handlungsfähiger sei als die USA mit einer Zentralregierung. Wo sich Republikaner und Demokraten in zähen Sitzungen beharken und blockieren, demonstriert Europa in der Schuldenkrise Einigkeit. Das darf man getrost als Erfolg werten. Zumal sich die einzelnen Nationalstaaten aus vielen Akteuren und Veto-Spielern zusammensetzen. Als Konsens- und Konkordanzsystem hat sich die EU bewährt.

Nur: Wie soll daraus eine Kultur erwachsen? Kann man einen Politikmodus zu einem kulturellen Paradigma erheben? Europa wachse nicht durch „Schaffung von Institutionen und gesetzlichen Regelungen“ zusammen, sagt der Soziologe Oskar Negt, sondern durch „kulturelle Lernprozesse“. Solch ein Lernprozess könnte in der Überwindung der Krise liegen. Die Erfahrung mit dem Scheitern könnte sich zu einer gemeinsamen Geschichte verdichten. Ein Narrativ von Erinnerungen und Gedächtnisstrümmern, die anekdotisch und emotional erfahrbar werden. Die Krise als Momentum der Solidarität. In Zeiten wirtschaftlicher Not kann sich eine kollektive Identität herausbilden. Womöglich sagen wir in 20 Jahren: „Seht her, damals, als der Euro vor dem Aus stand, haben wir die Krise gemeinsam bewältigt.“

**Adrian Lobe** ist freier Publizist in Stuttgart



## Hinter den Fassaden tut sich was

**Report** Es stimmt, Brüssel ist die Stadt der Bürokraten und Wirtschaftslobbyisten. Wer aber genau hinschaut, sieht auch: Es entlockt sich zur Wiege der europäischen Bürgergesellschaft

■ **Tobias Müller**

Würde man einen Euroskeptiker nach einem Ort fragen, der seine Furcht vor dem Verlust nationaler Identität an eine anonyme EU symbolisiert – die Rue Belliard mitten in Brüssel hätte gute Karten. Sie beherbergt mehrere Gebäude der EU-Kommission, eine Nebenstelle des Parlaments, dazu die Ausschüsse für Wirtschaft und Soziales. Auf die Spiegelfassaden der Rue Belliard lassen sich all die Stereotype von Eurokraten projizieren, die dahinter vielleicht versuchen, den Euro zu retten, und doch nur den Bürgern das Leben schwer machen.

Doch wer sich weder von Europahass noch von der Herbstsonne auf den Spiegelfassaden blenden lässt, entdeckt hier im Quartier auch noch etwas anderes. Dass zwischen all den EU-Institutionen auch Greenpeace oder das Rote Kreuz ihre Niederlassungen haben, mag sich auf den ersten Blick mit den Wechselwirkungen erklären, die zwischen politischer Macht und etablierten Hilfs- und Nichtregierungsorganisationen (NGO) bestehen. Doch spätestens ein Streifzug durch die Seitenstraßen fördert so viele Büros von zivilgesellschaftlichen Akteuren aus allen Bereichen und Größenordnungen zu tage, dass sich eine Frage aufdrängt: Wird Brüssel, Machtzentrum der EU und Standort von zehntausend Lobbyisten aus Finanz- und Wirtschaftswelt, zum Schauplatz einer neuen europäischen Bürgerbewegung?

## Run auf die Institutionen

Mehr als 70 internationale Organisationen listet das Verzeichnis *stakeholder.eu* auf, das im Brüsseler Dschungel als Standardwerk gilt. Dazu kommen knapp 300 NGOs. Einer der Pioniere ist der europäische Kommentarband BEUC. Das „Bureau Européen des Unions de Consommateurs“ entstand 1962 und eröffnete schon in den frühen 1970ern ein festes Büro in Brüssel. Seine Geschichte spiegelt die der EU wider. Anfangs ein Zusammenschluss der Konsumentenverbände der sechs Urmitglieds-

staaten, wuchs das BEUC mit den Erweiterungsrunden der Union mit. Daneben wird das Brüsseler Büro den Aufbau der Konsumentenverbände in den neueren EU-Mitgliedsländern stimulieren, wo zivilgesellschaftliche Organisationen oft noch in den Kinderschuhen stecken.

Jüngster Erfolg der Arbeit der europäischen Verbrauchervertretung ist die Regulierung, Senkung und Deckelung der Handy-Roaminggebühren, für die das BEUC lange getrommelt hat. Die Organisation ist im Lobbyregister der EU verzeichnet, man publiziert, informiert, zeigt Präsenz in den europäischen Institutionen. Aber inzwischen ist für die Organisation nicht nur der Zugang zu den EU-Gremienvertretern eine Herausforderung. „Weil immer mehr auf europäischer Ebene entschieden wird, kommen auch immer mehr NGOs nach Brüssel. Da ist es nicht mehr leicht, sich zu Wort zu melden“, sagt Johannes Kleis, Leiter der BEUC-Kommunikation.

Doch während sich die Konkurrenz um Aufmerksamkeit verschärft, vervielfachen sich zugleich auch die Möglichkeiten für schlagkräftige Kooperationen. So sieht das BEUC die Europäische Bürgerinitiative (*siehe Kasten*) als künftigen Teil seiner Strategie. Eine Million Unterschriften in mindestens einem Viertel der Mitgliedsstaaten müssen zusammenkommen, um die EU-Kommission zu einem Gesetzesantrag auf-

zufordern: Damit will man künftig mehr Einfluss auf die Politik ausüben. Ganz anders ist die Ausgangslage der Organisation Autism Europe. Drei Mitarbeiterinnen teilen sich ein Erdgeschossbüro mit zwei Zimmern. „Ganz normal für Brüssel“ findet die Direktorin, Aurélie Baranger, diese Dimension. Autism Europe besteht seit den 1980er Jahren, in den Neunzigern ließ man sich in Brüssel nieder. Erst vor fünf Jahren folgte man dem Trend der Konzentration im EU-Viertel und zog vom südlichen Stadttrand hierher. Anders als ein Kleinstminderheitenorganisation, ebenso wie die nationalen Verbände hauptsächlich von den Eltern Betroffener getragen werden.

Auf europäischer Ebene anzusetzen, was dennoch ein logischer Schritt. Schließlich sind es oft internationale Verträge und Dokumente, die Minderheiten gleiche Behandlung zusichern. Die Grundrechtecharta für Menschen, mit Autismus etwa wurde 1996 vom EU-Parlament angenommen. Anfang 2011 ratifizierte die EU mit der UN-Konvention für die Rechte behinderter Menschen erstmals als Gesamtorganisation ein Menschenrechtsabkommen. „Das schafft Verpflichtungen“, sagt Aurélie Baranger, weist aber auch auf das Gefälle hin, das sich bei der Umsetzung solcher Verträge in den Mitgliedsländern ergibt.

## 2012 kommt die Europäische Bürgerinitiative

**Noch arbeiten** die Regierungen der 27 EU-Mitgliedsstaaten an der Implementierung der Idee in nationales Recht, aber spätestens im Frühjahr soll es so weit sein. Eine Million Unterschriften aus mindestens sieben EU-Mitgliedsstaaten – wer von April 2010 an eine „Europäische Bürgerinitiative“ an die EU-Kommission herantragen will, der muss sich über Ländergrenzen hinweg vernetzen. Das beginnt bereits bei der Registrierung einer solchen Initiative: Denn dafür müssen sich sieben Bürger aus sieben EU-Staaten zu einem sogenann-

ten Bürgerausschuss zusammenschließen. Sie haben dann ein Jahr lang Zeit, um EU-weit eine Million Unterschriften für ihr Anliegen zu sammeln, wobei diese Unterschriften aus mindestens einem Viertel der Mitgliedsstaaten stammen müssen – aktuell also aus sieben Ländern. Die Initiativen müssen Bereiche betreffen, die im Zuständigkeitsbereich der Kommission liegen.

Unterstützer können auf Papier und im Netz unterschreiben, für Letzteres bietet die Kommission den Bürgerausschüssen Open-

Source-Software an. Sie können aber auch eigene Programme zur Zertifizierung vorlegen – in Deutschland beim Bundesamt für Sicherheit in der Informationstechnik. Der ursprüngliche Plan der Bundesregierung, Initiativen solche Zertifizierungen selbst bezahlen zu lassen, ist nach Kritik von Opposition und Nichtregierungsorganisationen vom Tisch.

Hat eine Initiative eine Million Unterschriften gesammelt, dann muss die Kommission reagieren und innerhalb von drei Monaten eine öffentliche Stellungnahme vorlegen. Zuvor hat der Bürgerausschuss der Initiative das Recht, sein Anliegen persönlich bei der Kommission und im Europäischen Parlament zu erläutern. Die Entscheidung, ob die Kommission ein Gesetz auf den Weg bringt, bleibt ihr allerdings vorbehalten, weshalb etwa die Linken-Bundestagsabgeordnete Halina Wawrzyniak das Instrument als „Massenpetitionsrecht ohne große Verbindlichkeit“ kritisiert und ein weitergehendes Recht der Bürger fordert. Gesetzesinitiativen direkt per Bürgerbegehren einzubringen. *Sebastian Puschner*

Das ist das interessante politische Potenzial der Occupy-Bewegung.

„Frustration spielt eine große Rolle“

Birgt sie das Potenzial, eine europaweite Zivilgesellschaft zu begründen? Die letzte Barriere dafür bleibt der Adressat: Anliegen, die Gruppen wie die Occupy-Leute haben, werden immer noch zu stark von den nationalen Parlamenten

## Netzpolitik, lässt sich auf europäischer Ebene schon jetzt effektiver umsetzen

schafflicher Initiativen gerückt – nicht nur zum Schulaufen, sondern um ihren Kampf voranzubringen. Frank Schwalba-Hoth, in den 1980ern Europaabgeordneter der Grünen und heute unabhängiger Analyst in Brüssel, sieht darin eine fundamentale Veränderung. „Anfangs bestand die EU nur aus Wirtschaftsleuten. Bis in die 1980er hatten kritische Menschen oder Intellektuelle mit Europa nichts am Hut. Erst nach dem Ende des Kalten Kriegs, als die Welt multipolar wurde, entdeckten sie Europa als Bezugspunkt.“

Bei dieser Entwicklung musste die Union allerdings auch selbst Hilfe leisten. Um die europäische Idee in der Bevölkerung zu verankern, aber auch im Hinblick auf die eigene Legitimation, stellte sie ab den 1980ern vermehrt Gelder für zivilgesellschaftliche Initiativen, etwa im ökologischen Bereich, zur Verfügung. „Damals mussten einige noch zum Jagen getragen werden“, grinst Schwalba-Hoth. Heute dagegen ist zumindest in den Köpfen die Einsicht angekommen, dass so gut wie alle Politikfelder eine europäische Dimension haben. „Und daraus entsteht der Wille, sich dort auch einzumischen.“

Die jüngste Generation von Initiativen, die sich dazu entschied, sind die Cyberaktivisten, die für digitale Grundrechte der Europäer fechten. Erst seit zwei Jahren ist die European Digital Rights Initiative (EDRI) in Brüssel vertreten. Und dennoch besitzen

die relativen Newcomer schon eine erstaunliche Reputation in Brüssel, werden zu den Themen Datenschutz, Überwachung und Netzneutralität meist von den EU-Gremien eingeladen und um Meinung gefragt, statt wie viele andere um ein Rendezvous betteln zu müssen. Im Herbst hat das Büro neben dem bisherigen Einzelkämpfer und Koordinator Joe McNamee zwei weitere Spezialistinnen angestellt.

Netzpolitik, sagt Joe McNamee, lasse sich jenseits der Nationalstaaten effektiver umsetzen. Zudem sei Europa einfach der Ort, an dem die meisten Entscheidungen dazu getroffen würden. EDRI's *raison d'être* indes sind just die Umstände dieser Entscheidungen. „Bisher guckte hier niemand richtig hin, und kaum jemand berichtete darüber. Das ACTA-Abkommen, die Speicherung und Weitergabe von Flugtag- und Kontodaten. In einem nationalen Parlament würde das nicht akzeptiert.“

Als Avantgarde einer neuen Grundrechtebewegung sieht EDRI sich nicht. „Wir antworten auf ein Manko, das besteht, weil sich hier sonst nicht viele mit Netzpolitik befassen“, sagt McNamee. Anders sieht das hingegen Christian Engström, seit anderthalb Jahren Europaabgeordneter der Piratenpartei. „Diese Bewegung ist natürlich nicht neu, aber für mich war sie der Grund, in die Politik zu gehen. Und wir sind durchaus Teil einer Avantgarde.“

Ob aus den Hunderten von zivilgesellschaftlichen Akteuren in Brüssel tatsächlich eine Bewegung für eine europäische Bürgergesellschaft wird, hängt letztlich davon ab, ob die einzelnen Initiativen ein gemeinsames Anliegen finden, auf das sie sich einigen können. Und so steht am Ende eines von Protestbewegungen geprägten Jahres ebenso die Frage, ob Brüssel auch einer Opposition jenseits der NGO-Szene als Adressat dienen kann. Frank Schwalba-Hoth erinnert sich daran, dass in der Zeit, bevor die EU „auf dem kritischen Radar“ erschien, Demonstrationen ein Phänomen nationaler Hauptstädte waren. Inzwischen hat sich der EU-Sitz an regelmäßige Proteste gewöhnt.

Die Basisbewegungen dieses Herbstes hatten die Funktion Brüssels jedenfalls durchaus im Visier. Zunächst zogen im Oktober rund 7.000 Indignados aus Spanien, Griechenland, den Niederlanden, Deutschland und Belgien quer durch die Stadt ins EU-Viertel. Wenig später kam auch die Brüsseler Occupy-Abteilung. Ihre Losung immerhin deutete schon einmal an, was ein gemeinsamer Bezugspunkt sein könnte: „Wir sind alle Griechenland!“

**Tobias Müller** schreibt für den Freitag aus Brüssel und den Niederlanden



**Helmut K. Anheier** ist Soziologe und Dekan der Hertie School of Governance in Berlin. Derzeit forscht er zu den Zusammenhängen von Globalisierung, Zivilgesellschaft und Kultur

Defensive und müssen das Recht auf Asyl gegen sehr platte Reflexe all jener verteidigen, die sich durch Migration bedroht sehen. Für erfolgreiche politische Bewegungen ist eine offensive, proaktive Verbindung von verschiedenen Politikfeldern wichtig.

**Wie wäre es mit dem Thema Datenschutz?** Ein zu kompliziertes Feld. Es muss einfach sein, die Leute müssen es verstehen können. **Haben Sie einen Vorschlag?** Den Umgang mit dem demografischen Wandel mit einer richtigen Beschäftigungspolitik zu verbinden, das wäre was: Beides ist inhaltlich eng miteinander verknüpft, und man kann gute Vorschläge machen, wenn man Europa insgesamt ins Blickfeld nimmt. Fachkräftemangel am einen, Überalterung am anderen Ort und gleichzeitig hohe Arbeitslosigkeit wie etwa in Spanien. Oder Umwelt- und Energiepolitik, da können wir den zivilgesellschaftlichen Aktionsgeist auf europäischer Ebene mit den infrastrukturellen Aufgaben verknüpfen, um etwas Positives zu schaffen.

Das Gespräch führte **Sebastian Puschner**

# Zehn Monate für zehn Sekunden

**Großbritannien** Die Linie nach den Krawallen vom August war von Anfang an klar – Abschreckung und Kriminalisierung. An einer Aufarbeitung scheint die Regierung kaum interessiert

■ Amelia Gentleman

Vor zwei Wochen wurde Danielle Corns zu einer Haftstrafe von zehn Monaten verurteilt, weil sie während der August-Unruhen in Wolverhampton zwei linke Turnschuhe aus einem bereits vollständig geplünderten Geschäft auf die Straße mitgenommen und dort auf dem Bürgersteig stehengelassen hatte. Während der Urteilsverkündung begann ihre Mutter Sharon den Richter von der Empore herab anzuschreien: „Sie zerstören das Leben eines unschuldigen Mädchens! Wie können Sie das jemandem antun?“ Während die Mutter schrie, begann ihre Tochter zu weinen. Sharon wurde schließlich vom Sicherheitspersonal aus dem Gerichtssaal entfernt.

Am Abend jenes Tages, als sie darauf wartete zu erfahren, in welches Gefängnis Danielle gebracht worden war, habe sie gedacht, ihre Tochter würde eine solche Haftzeit nicht überstehen. „Sie wird diese Erfahrung nie aus ihrem Bewusstsein tilgen können – sie ist keine Kriminelle.“

Im tiefsten Herbst sind die Hitze und das Chaos dieses Sommers bereits zu einer weit entfernten Erinnerung geworden. Doch für die Familien der jungen Briten, die während jener fünf anarchischen Tage im August verhaftet wurden, werfen sie lange Schatten. Jene, die noch nie zuvor mit dem Gesetz in Konflikt geraten waren und nur flüchtig mit der ganzen Sache zu tun hatten, sind von der Härte schockiert, mit der sie behandelt werden. Die Richter rechtfertigen ungewöhnlich hohe Strafen mit erwünschter Abschreckung. So wurden zwei junge Männer allein deshalb zu vier Jahren Haft verurteilt, weil sie eine Facebook-Seite eingerichtet hatten, auf der zu Randalen aufgerufen wurde, an der sich die Betroffenen nie selbst beteiligt haben. In der gleichen Atmosphäre wurde eine junge Mutter, die während der Unruhen in ihrem Bett lag und schlief, zu fünf Monaten verurteilt, weil sie von einer Mitbewohnerin ein Paar gestohlene Shorts angenommen hatte. Die Strafe wurde erst nach einem Berufungsverfahren in gemeinnützige Arbeit umgewandelt.

Dahinter stecken politische Signale, die unmittelbar nach den Riots sehr deutlich wurden. Premier David Cameron gab zu verstehen, es sei sehr wichtig, dass die Richter eine „eindeutige Botschaft“ aussenden. Und der Lord Oberrichter verteidigte einige der härtesten Entscheidungen mit den Worten: „In Anbetracht der fürchterlichen Dinge, die sich im Lande abspielten, mussten diese Strafen hoch ausfallen.“ In Fällen wie dem von Danielle Corns führt dies zu befremdlichen Entscheidungen, deren Sinn sich nicht erschließt.

Zwei Wochen bevor Danielle ihre Haft antreten muss, treffe ich sie und ihre Mutter – eine Altenpflegerin – in ihrem Haus am Rande von Wolverhampton. Danielle ist modisch gekleidet und hat strahlend blondes Haar. Doch bringt sie kaum mehr als einzelne Worte über die Lippen – so tief sitzt die Depression. Am Nachmittag des 9. August sei sie zusammen mit ihrer Mutter in der Stadt gewesen, um etwas für den 18. Geburtstag ihrer Cousine zu kaufen. Nach einer Stunde wollte ihre Mutter nach Hause gehen – Danielle bummelt allein weiter. Sie sieht, wie Gruppen von Jugendlichen in Kapuzenpullis damit anfangen, Schaufensterscheiben einzuwerfen. Als die Polizei versucht, den Hauptplatz zu räumen, wird die Menge in eine Seitenstraße abgedrängt und Danielle im allgemeinen Durcheinander mitgerissen.

## In Skihandschuhen

In einer von der Regierung in Auftrag gegebenen Untersuchung über die Motivation der jungen Randalierer ist von Party-Atmosphäre unter den Beteiligten die Rede, von Adrenalin und Lust am Spektakel. Danielle sagt, die Gewalt habe sie sehr beunruhigt. Sie habe ihre Mutter angerufen und ihr unter Tränen berichtet, was vor sich gehe. „Ich hatte noch nie zuvor so etwas gesehen. Es war furchtbar“, erzählt sie.

## Sie gehen ohne Drogenproblem in Haft und kommen als Abhängige wieder heraus

Dann jedoch erscheint ein Foto von ihr in der örtlichen Tageszeitung, auf dem zu sehen ist, wie sie, offensichtlich lächelnd, in hellen Sommerkleidern zwischen den Kapuzen tragenden Männern steht – mit ihren langen, blonden Haaren ist sie leicht zu identifizieren. Sie winkt mit Händen, die in Skihandschuhen stecken. Eine Freundin habe sie vom Bürgersteig aufgehoben, wo jede Menge geplündertes Sachen herumlag, beteuert Danielle. Sie habe nur herumgealbert. Wenn es ihr darum gegangen wäre, keine Fingerabdrücke zu hinterlassen, wie ihr die Richter unterstellen, hätte sie wohl auch ihr Gesicht bedeckt.

Nachdem sie das Bild gesehen hat, geht Danielle zur Polizei, um auszusagen, sie sei zwar dort gewesen, habe aber sonst nichts



Auch an mehr zufälligen Teilnehmern des Aufruhrs wird ein Exempel statuiert

getan. Die Polizisten bestärken sie: „Wir sehen, dass du nichts Verbotenes unternommen hast. Man wird sich mit dir in ein paar Monaten in Verbindung setzen. Im Augenblick haben wir Wichtigeres zu tun.“

Doch in der folgenden Nacht wird die Wohnung von einem halben Dutzend Polizisten in Kampfmontur durchsucht, die zwar nichts finden, aber Danielle Corns trotzdem verhaften. Ihr wird vorgeworfen, sie sei in ein Juweliergeschäft (aus dem an jenem Tag Waren im Wert von 50.000 Pfund entwendet wurden), einen Handy- und einen Kleiderladen eingebrochen.

Zwei der Klagen werden wieder fallen gelassen – eine genauere Untersuchung der Aufnahmen der Überwachungskameras ergab, dass es sich bei der blonden Frau im Juweliergeschäft nicht um Danielle handelte. Allerdings gibt es eine Aufnahme, auf der zu sehen ist, wie Danielle in ein bereits vollständig geplündertes Bekleidungsgeschäft geht, nach zehn Sekunden mit zwei nicht zusammenpassenden Turnschuhen herauskommt und diese einen Moment später auf dem Bürgersteig vor dem Laden abstellt. Danach geht sie zum Bus und fährt nach Hause, um rechtzeitig im Pizza-Bistro zu sein, in dem sie gelegentlich arbeitet.

Ihr Verteidiger versucht zu erklären, dass Danielles Rolle bei den gewaltsamen Unruhen minimal war: „Sie hat sich in keiner Weise an Gewalttaten beteiligt und selbst nichts zerstört, um in das Geschäft zu gelangen.“ Der Richter freilich ist der Auffassung, zehn Monate seien die Mindeststrafe, die er gegen sie verhängen könne. „Die Taten, zu denen Sie beigetragen haben, verursachten zusammengenommen Schäden in Höhe von mehreren Tausend Pfund“, sagt er der Angeklagten.

Natürlich hat sich Danielle dumm verhalten, aber sie nun für zehn Monate ins Gefängnis zu schicken, kostet den Steuerzahler mindestens 40.000 Pfund – der Schaden für ihre Berufsaussichten dürfte weit höher ausfallen. Sie hat bereits elf Prüfungen abgelegt und gute Ergebnisse erzielt. Im Herbst wollte sie mit der Schule weitermachen, um im Januar die Prüfung zur Aufnahme in die Royal Air Force (RAF) zu wiederholen. Ende August erhielt sie die Mitteilung ihrer Schule, dass sie wegen der gegen sie erhobenen Vorwürfe nicht mehr willkommen sei. Nicht weiter verwunderlich, dass ihre Mutter Angst hat, die Gefängnisstrafe könnte Danielles Aussichten

auf eine Aufnahme in die RAF zunichtemachen und schwerwiegende berufliche Folgen haben. Bereits vor ihrer Verurteilung bekam Danielle Schlaftabletten verschrieben und war wegen einer schweren Depression in ärztlicher Behandlung. Die Nachbarn in Wolverhampton schneiden die Familie seit dem Vorfall im August.

## Vom Gefängnis gezeichnet

Als Danielle die sechs Tage ihrer Untersuchungshaft im August beschreibt, bricht sie in Tränen aus, weil sie immer wieder an die Angst denken muss, die sie erfasst hat, als sie im Gefängnis auf Frauen traf, die wegen schwerer Körperverletzung oder versuchten Mordes inhaftiert waren. Auch erinnert sie sich an ihr Erstaunen, als man ihr Drogen anbot.

Andrew Neilson, Vorsitzender der Kampagne für eine Strafrechtsreform bei der Howard League, ist tief besorgt über die Art und Weise, wie nach den August-Unruhen die Strafen erhöht wurden. Er stellt die Abschreckungslogik und die Gefängniszeit für junge Menschen infrage, die noch nie zuvor straffällig geworden sind. Er hat die Erfahrung, dass ungefähr drei Viertel der Jugendlichen, die zu weniger als einem Jahr Haft verurteilt worden sind, stets erneut straffällig werden. „Das Haftenerlebnis an sich ist kriminogen – das heißt, rückfallfördernd“, erläutert er. „Man verbringt viel Zeit mit anderen Straftätern.“

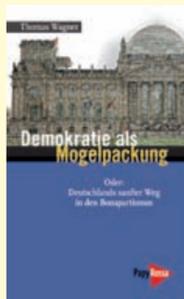
Man wird von positiven Einflüssen wie Familie oder Arbeit abgeschnitten, die einen von der Kriminalität fernhalten. Für jemanden, der im Gefängnis war, ist es viel schwieriger, wieder einen Job zu finden. Ein Gefängnisaufenthalt stellt eine psychische Belastung dar, und wir wissen, dass viele ohne Drogenproblem ins Gefängnis gehen und als Drogenabhängige wieder herauskommen.“

Sharon Corns kann nicht verstehen, warum ihre Tochter zu zehn Monaten verdonnert worden ist, wenn Leute, die „tatsächlich Plasma-Fernseher und Supermarktkassen geklaut haben, davongekommen sind. Zehn Monate dafür, dass sie Turnschuhe angefasst hat, die sie noch nicht einmal in nach Hause brachte? Sie hat sich verhalten wie ein neugieriger Teenager. Ich bin wütend auf das Justizsystem.“ Sharon klingt dabei eher erschöpft als wütend. „Ich werde an den Premierminister schreiben und ihm mitteilen, dass er sich einmal ein paar der Gerichtsverhandlungen ansehen sollte, um zu erfahren, weswegen einige der Kinder verurteilt werden. Kinder, die zuvor noch nie mit dem Gesetz in Konflikt gekommen sind.“ Sie ist fest entschlossen, in Berufung zu gehen.

Amelia Gentleman schreibt für den Guardian über soziale Themen. Sie gewann mit ihren Reportagen 2011 mehrere Preise  
Übersetzung: Holger Hutt

ANZEIGE

PapyRossa Verlag | Luxemburger Str. 202 | 50937 Köln



Thomas Wagner  
**Demokratie als Mogelpackung**  
Oder: Deutschlands sanfter Weg in den Bonapartismus

Paperback  
141 Seiten  
11,90 Euro  
978-3-89438-470-8

Die Sloterdijks und Henkels polemisieren gegen Parteienmacht und für plebiszitäre Mitwirkung: Thomas Wagner klärt, wie elitäre Gruppen fortschrittliche Begriffe besetzen, welche Rolle rechte Think Tanks dabei spielen, wer sie finanziert, und wie eine emanzipatorische Gegenstrategie aussehen könnte.



Florence Hervé /  
Melanie Stitz (Hg.)  
**Wir Frauen 2012**  
Taschenkalender

Flexibler Einband  
mit Lesebändchen  
256 Seiten,  
zahlr. Abbildungen  
9,90 Euro  
978-3-89438-426-5

Übersichtliches Kalendarium, viel Platz für eigene Eintragungen, praktischer Kunststoffeinband. Jede Menge Fotos, Gedichte und Prosatexte sowie Büchertipps, Adressen und Internet-Links. Ein kleines Lexikon ist Gesundheitsfragen und Ärztinnen gewidmet. Dazu Informatives und Spannendes aus Geschichte, Politik und Kultur.

Tel. (02 21) 44 85 45 | mail@papyrossa.de | www.papyrossa.de

## Fünf Tage im August

### Bericht über die Unruhen in Großbritannien

Von der Regierung Cameron eingesetzt, kommt ein unabhängiger Untersuchungsausschuss zu dem Schluss: Es gab keinen monokausalen Grund für die Ausschreitungen. Jeder Vorfall hatte seine „eigene DNA“.

### 53 Prozent unter 20

Der Report stellt weiter fest, es hätten sich zwischen 13.000 und 15.000 Menschen aktiv an den Krawallen beteiligt, die das Land zwischen dem 6. und 10. August 2011 an den

Rand des Ausnahmezustandes brachten und zu Schäden von etwa 500 Millionen Pfund Sterling führten. Fünf Menschen kamen ums Leben – 4.000 wurden verhaftet. Von den 1.984 Beteiligten der Randalen, die bisher vor Gericht erscheinen mussten, waren 53 Prozent unter 20 Jahre alt. Überdurchschnittlich viele von ihnen kämen aus sozialen Brennpunkten, so die Berichterstatte. 42 Prozent erhielten kostenloses Schulessen, 66 Prozent der Angeklagten bedürften der schulischen Förderung.

### Keine Träume mehr

Die Motivation für die Beteiligung an den Krawallen reicht dem Bericht zufolge vom „Bedarf an neuen Turnschuhen bis hin zu dem Wunsch, sich gegen die Gesellschaft zu wenden.“ Am bestürzenden sei der Eindruck, dass einige der Beteiligten nichts zu verlieren hatten, sagt die Ausschussvorsitzende Darra Singh. In vielen von Unruhen betroffenen Bezirken hätten die jungen Leute keine Hoffnungen und keine Träume mehr. LH

# Der kommende Aufruhr

**USA** Polizeigewalt gegen die Occupy-Bewegung ist kein Zufall. Die Aktivisten haben ein Tabu berührt – die Käuflichkeit vieler Politiker

■ Naomi Wolf

Viele US-Bürger sind erschüttert über die Szenen eines zügellosen Polizeieinsatzes, deren Zeuge sie wurden, als die Beamten Occupy-Camps in New York und anderen Städten räumten. Neben Pfefferspray und Schlagstöcken gegen Demonstranten gab es offenbar auch gezielte Aktionen gegen Journalisten, wie eine Anfrage der Nationalen Journalistenvereinigung im Rahmen des Freedom of Information Act nahelegt. In der *New York Times* war zu lesen, dass „New Yorker Polizisten Reporter und Fotografen, die über die Proteste berichteten, verhafteten, schlugen, zu Boden stießen und eine Absperrung auf sie fallen ließen“. Journalisten bekamen zu hören, es sei verboten, vom Bürgersteig aus zu fotografieren – wer sich nicht daran halte, müsse mit Haft rechnen. In New York wurde ein Richter des Supreme Court verprügelt, im kalifornischen Berkeley Robert Hass, einer der bedeutendsten Dichter Amerikas, mit Schlagstöcken malträtirt. Das Bild verdunkelt sich weiter, wenn etwa *Washingtonsblog.com* den Bürgermeister von Oakland zitiert, das Ministerium für innere Sicherheit habe an einer Konferenz von 18 Bürgermeistern teilgenommen und diese im Niederschlagen von Protesten unterwiesen.

Europäer mögen das Ungeheuerliche dieses Vorgangs nicht sofort begreifen, aber das US-Regierungssystem verbietet Zusammenschlüsse zu föderalen Polizeikorps sowie eine Teilnahme der Bundespolizei oder Armee an Maßnahmen zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung. Doch zeigt sich inzwischen, wie das Vorgehen gegen Occupy Wall Street (OWS) von höchster staatlicher Ebene ausging.

## Logik der Befehlskette

Warum diese massive Mobilisierung gegen Unbewaffnete, die noch nicht einmal Forderungen formuliert haben? Proteste gegen den Irak-Krieg und Kundgebungen der Tea Party kamen doch auch ohne einen solchen Tabubruch aus. Ich konnte das nicht verstehen, bis ich herausfand, was Occupy Wall Street tatsächlich will. Frustriert über die in den Mainstream-Medien unablässig kolportierte These, OWS habe keine Forderungen, fragte ich einfach selbst nach. Die Frage *Was wollt ihr?* stand gerade 15 Minuten im Netz, da hatte ich bereits 100 Antworten erhalten.

Punkt eins auf der OWS-Agenda: das Geld aus der Politik herausholen und finanzielle Zuwendungen durch Lobbyisten beschränken. Punkt zwei: Reform des Bankensystems, um Betrug und Manipulation zu ver-



Die Polizei von Phoenix kennt keine Skrupel, ihr Abschreckungspotenzial vorzuführen

hindern. Den Glass-Steagall-Act wiedereinführen – ein Gesetz aus der Zeit der Großen Depression, das Investmentbanken von Geschäftsbanken trennt. Ein solches Dekret würde es Ersteren unmöglich machen, Finanz-Derivate zu verkaufen, die nur aus heißer Luft bestehen und damit Handels- und Sparbanken gefährden.

Punkt drei brachte die größte Klärung: Es soll politisch verhindert werden, dass Mitglieder des US-Kongresses Gesetze verabschieden, die Unternehmen betreffen, in die sie selbst investiert haben. Als ich diesen Katalog – besonders den letzten Punkt – sah, wurde mir einiges klar.

Das Ministerium für Innere Sicherheit (DHS) kann nicht einfach von sich aus sagen: „Diese dreckigen Hippies knöpfen wir uns jetzt vor.“ Es ist weisungsgebunden, das Ressort untersteht dem Vorsitzenden des Unterausschusses für Homeland Security, Peter King, der wiederum unter dem Einfluss der Interessen seiner Kongresskollegen steht. Und es gehorcht dem Präsidenten, der freilich zum Zeitpunkt der Räumungsaktionen Australien besuchte. Mit anderen Worten, die Logik der Befehlskette impliziert: Die Aufsichtspersonen im Kon-

gress haben mit dem Placet des Weißen Hauses das DHS angewiesen, Bürgermeister zu autorisieren, der Polizei Order zum gewaltsamen Vorgehen gegen friedliche Demonstranten zu geben. Weshalb – das liegt auf der Hand: Seit Jahren kommen neue Kongressmitglieder vorrangig aus der oberen Mittelschicht. Wenn sie den politischen Betrieb als Eingeweihte wieder verlassen, haben sie gewaltige Vermögen angehäuft, was man dem „Skandal“ um den republikanischen Präsidentschaftsbewerber Newt Gingrich entnehmen kann, der für ein paar Stunden Beratung 1,8 Millionen Dollar Honorar kassierte.

## Gingrich beriet für ein paar Stunden und kassierte 1,8 Millionen

Die beachtlichen Einkünfte für ehemalige Gesetzgeber, die zu Lobbyisten werden, sind bekannt. Weit weniger Leute wissen hingegen, dass Kongressabgeordnete Gesetze erlassen können, die eigene Unternehmen betreffen. Wären die Bücher offengelegt, würde mit Sicherheit eine massive Korruption ruchbar. Abgeordnete verdienen prächtig am Geschäft mit nicht öffentlichen Informationen, die sie über Unternehmen haben, für die sie Gesetze erlassen – ein klarer Insiderhandel.

## Brüder und Schwestern

Da Occupy stark überwacht und infiltriert wird, kann man davon ausgehen, dass die Informanten des Ministeriums für Innere Sicherheit und der Polizei noch vor Occupy selbst wussten, wie die im Entstehen begriffene Agenda aussehen würde. Wenn die Bewegung im Begriff ist, Gesetze gegen die Privilegien der Lobbyisten und eine Reform der Banken zu verlangen, so dass es künftig unterbunden wird, mit faulen Derivat-Produkten Geld zu verdienen – wenn Occupy weiter fordert, ein System transparent zu machen, das es Kongressmitgliedern er-

laubt, von eigenen Gesetzen zu profitieren, dann wird klar, dass ein Interesse bestand, derartige Vorstöße zu verhindern.

Wenn man alles zusammenführt und versteht, lässt sich das rigorose Vorgehen gegen die Protest-Bewegung durchaus als die erste Schlacht eines Bürgerkrieges deuten, bei dem für den Augenblick nur eine Seite zur Gewalt greift. Mit dem Angriff auf die persönlichen Einkommensquellen der Abgeordneten hat Occupy ein Tabu berührt. Auch wenn den Aktivisten momentan gar nicht bewusst sein sollte, was sie getan haben – diejenigen, die sich davon bedroht fühlen, wissen es. Damit sind viele Amerikaner zu wirklichen Brüdern und Schwestern der Demonstranten auf dem Tahrir-Platz in Kairo geworden: Wie in Ägypten hat nun auch in den USA das politische Establishment der Protest-Szene den Krieg erklärt – es fürchtet um seinen Lebensstandard.

Naomi Wolf schrieb die Bücher *The Beauty Myth* und *Give Me Liberty: A Handbook for American Revolutionaries*. Übersetzung der gekürzten Fassung: Holger Hutt

# Die Wiederkehr der Kerze

**Frankreich** Präsident Nicolas Sarkozy bedenkt das Wahlkampfthema Atomausstieg mit Hohn, Spott und handfesten Drohungen

■ Rudolf Walther

Es geschieht doch noch Unerwartetes: In Frankreich wird über die Stromversorgung durch Kernkraftwerke diskutiert. Das ist kein Wunder, aber eine Überraschung schon. Zwar ist Frankreich das Land, in dem im April 1971 erstmals in Europa gegen Atommeiler demonstriert wurde – also früher als auf der deutschen Seite am Oberrhein im Herbst 1972 – doch verstummten die Proteste nach dem Ölpreisschock von 1973 schlagartig. In den folgenden Jahrzehnten wurden 58 Kernkraftwerke gebaut, die heute 75 bis 80 Prozent der nationalen Energieversorgung sichern.

Allerdings kippte nach dem Supergau in Japan auch in Frankreich die Stimmung, zumindest bei den Grünen (*Europa Écologie/Les Verts*) und an den Rändern des *Parti Socialiste* (PS) – angesichts der 2012 anstehenden Präsidentschafts- und Parla-

mentswahlen keine Nebensache. Immerhin haben sich die Sozialisten am 17. November nicht nur zu einem Wahlabkommen mit den Grünen durchgerungen, sondern ihnen damit auch 50 Wahlbezirke überlassen, was in der Presse als „historische Wende“ und „wahre Revolution“ (*Le Monde*) gefeiert wird. Europa Écologie/Les Verts erreichte zwar nicht, dass sich beide Parteien auch noch auf einen Atomausstieg nach deutschem Muster verständigten. Aber man ist sich soweit einig, bis 2025 zwei Dutzend der 58 Kernkraftwerke abzuschalten und den Anteil der Nuklearenergie an der Stromversorgung auf 50 Prozent zu senken.

Dieses Agreement heizt nun die Debatte über die Atompolitik von zwei Seiten her an. Eva Joly, Präsidentschaftskandidatin der Grünen, ärgert sich öffentlich darüber, dass die Sozialisten den Weiterbau des Kernkraftwerks Flamanville gutheißen und diese Position auf „Anregung“ des

Energiekonzerns Areva verteidigen. Joly lässt es wohl auch deshalb offen, ob sie ihre Wähler dazu aufruft, in Runde zwei des Präsidentschaftsvotums dem sozialistischen Bewerber François Hollande ihre Stimme zu geben.

## Ideologische Panzerfaust

Das wiederum animierte Noël Mamère, Jolys Wahlkampfmanager, zu der lakonischen Bemerkung, man müsse diese Kandidatin „einrahmen“ und dürfe sie nicht allein schwierigen Situationen überlassen, während die Sozialisten konsterniert auf den Affront Jolys reagierten. In einer parteiinternen Umfrage stimmten 71 Prozent dafür, Joly solle sich aus dem Wahlkampf zurückziehen – 38 Prozent der grünen Sympathisanten waren der gleichen Meinung.

In dieser Lage erkennt ein Taktiker wie Nicolas Sarkozy seine Chance und erhebt die Atompolitik im Handstreich zum drit-

ten Wahlkampfthema neben dem in Toulon pathetisch verkündeten Sozialabbau (gegen die 35-Stundenwoche, für ein erhöhtes Rentenalter) und der Euro-Rettung.

Die zwischen Sozialisten und Grünen getroffenen Verabredungen zur Energiepolitik sind für ihn ein „Rückschritt ins Mittelalter“ und zielten auf die „Wiederkehr der Kerze“. Vor allem erklärt Sarkozy die Atompolitik zur „nationalen Sache“, denn der um 40 bis 50 Prozent billigere Atomstrom garantiere Wohlstand, Arbeitsplätze und Sicherheit. „Energiepolitik“ – so der Präsident – „bedarf eines Konsenses, denn das nationale Interesse steht auf dem Spiel.“ Angekündigt ist ein Wahlplakat der Präsidentschaftspartei mit dem Slogan: *Kuhhandel zwischen Roten und Grünen über Atomkraftwerke: 50 Prozent plus auf ihrer Stromrechnung!* Das übliche Spiel mit der Angst der Wähler, die davor gewarnt werden, durch ihre Stimme für die Sozialisten die Energiepolitik zu ändern: „Alle Familien

wären betroffen – und das übersteigt die Spaltung zwischen rechts und links.“

Den Vogel schießt der radikale National-Republikaner Jean-Pierre Chevènement ab. Er hält den Atomausstieg für ein Produkt des deutschen „Dogmatismus“ sowie einer „Ideologie der Angst“ und phantasiert vom Bau von zehn Kohlekraftwerken in Deutschland als Ersatz für die abgeschalteten Reaktoren: „Kohlekraftwerke verursachen jährlich 2.500 bis 3.000 Tote weltweit. In Fukushima gab es ganze zwei.“ Den Sozialisten wirft Chevènement vor, sie verrieten im Banne einer „ökologischen Gefühlsdiktatur ihre republikanischen Wurzeln und die Werte der Aufklärung (Glaube an die Vernunft, Freiheit der Forschung, Wille zum Fortschritt)“ – ein Griff zur ideologischen Panzerfaust.

Rudolf Walther schrieb zuletzt über Frankreich und das AAA-Ranking auf den Finanzmärkten

# Zum Tee bei Yassir Arafat

**Gazastreifen** Seit 2006 ist die Hamas an der Macht, doch hat sie Jahr für Jahr Rückhalt und Unterstützung eingebüßt

■ Chris McGreal

Nachdem Israel die Kontrolle über die Grenze zu Ägypten verloren hatte, konnte Samah Ahmed jahrelang relativ frei reisen. Damit war es jäh vorbei, als die Hamas auf Samahs scharfe Kritik an den nicht übermäßig beliebten Regierenden in Gaza-City aufmerksam wurde. Samah wurde bei einer Demonstration geschlagen, man stach mit Messern auf sie ein. Ihr Bruder wurde ermahnt, sich besser um seine Schwester zu kümmern. „Ich versuche, die Wahrheit zu sagen. Das gefällt der Regierung möglicherweise ganz und gar nicht“, schreibt Samah auf ihrem Blog. „Alles, was nicht von der Hamas organisiert wird, gilt in deren Augen als regierungsfeindlich.“

Nach dem Austausch des israelischen Soldaten Gilad Shalit gegen zunächst fast 500 palästinensische Häftlinge im Oktober hat die Hamas einen lang entbehrten Popularitätsschub erlebt, der Ismail Radwan, einen der Führer der Bewegung, zu der optimistischen Aussage veranlasst hat: „Die Menschen sehen nun zur Hamas auf. Mit der Befreiung der Gefangenen aus israeli-

scher Haft hat ihnen die Hamas etwas gegeben, das ihnen sonst niemand zu geben vermag. Wären morgen Wahlen, würden wir noch mehr Stimmen erhalten als im Januar 2006.“

Doch überspielten die Massenaufmärsche, mit denen die zurückkehrenden Palästinenser begrüßt wurden, eine wachsende Ernüchterung über die nunmehr fünfjährige Herrschaft der bewaffneten islamistischen Partei. Korruption, die Unterdrückung einer Opposition und die Auffassung, gewaltsamer Widerstand gegen die israelische Besatzung sei wichtiger, als für Arbeitsplätze zu sorgen, erzeugen Unruhe und Unzufriedenheit.

## Große Häuser, neue Autos

„Der Gefangenen austausch bringt der Hamas zwar wieder mehr Zuspruch“, sagt der Politikwissenschaftler Mkhairmar Abusada von der Al-Azhar-Universität in Gaza. „Das wird aber bestenfalls ein paar Monate vorhalten. Länger nicht. Die Beliebtheit von Hamas nimmt mit jedem Jahr ab, das sie an der Macht ist. Die Regierung von Gaza-City hat objektiv zur israelischen Blockade und Belagerung geführt. Auch wenn Israel für



In ihrer Selbstdarstellung hat die Hamas Israel längst und unwiderruflich besiegt

diese Maßnahmen verantwortlich ist, geben viele Leute Hamas die Schuld, dass es sie gibt. Die Palästinenser haben nun einmal diese und keine andere Gruppierung gewählt, weil sie sich von ihr Reformen und Veränderungen versprochen. Sie haben geglaubt, ihre Stimme nicht für Belagerung, Blockade und Arbeitslosigkeit zu geben, sondern für ein Ende der Korruption. So gut wie nichts davon ist eingetreten.“

Der Wahlsieg von Hamas im Januar 2006 ging größtenteils auf den Unmut über die Korruption und die autoritären Gebaren der einst regierenden Fatah zurück, die bis zu dessen Tod im November 2004 von Yassir Arafat geführt worden war. Viele Bewohner von Gaza äußern nun ähnliche Klagen über Hamas.

„Sie sind wieder bei der altbekannten Korruption angelangt“, sagt Mohammed Mansour. Der Menschenrechtsaktivist gehört zur wachsenden Zahl junger Palästinenser, die auf politischen Wandel drängen. „Hamas ist eine Partei, die nur für sich selbst und die eigenen Anhänger etwas tut. Wer einen Job oder ein Geschäft betreiben will, muss Hamas unterstützen. Einige Leute sind in dieser Organisation sehr reich geworden. Man kann sie sehen, die großen Häuser und neuen Autos.“

Bei den Bewohnern von Gaza, die mit Massenarbeitslosigkeit und niedrigen Einkommen kämpfen, hat das für Verärgerung gesorgt. Wirklich verzweifeln aber lässt sie die schwindende Hoffnung, dass sich etwas ändern könnte, weil Hamas den Konflikt mit Israel über den Wiederaufbau der Wirtschaft stellt. Zudem hat die zuweilen gewalttätige politische Fehde mit dem Erzrivalen Fatah die Palästinensergebiete gespalten. Während die Hamas den Gazastreifen kontrolliert, regiert Fatah in der Westbank. Eine Spaltung, die Israel in die Hände spielt.

## Die Hamas werde zu dem, wogegen sie sich wende, glaubt Samah

„Ich glaube, die Leute sind nun anders“, meint Ola Anan, eine 27-jährige Computeringenieurin. „Es ist zu lange her, dass sich irgendetwas verändert hat. Alle glauben, wenn es Veränderungen geben wird, dann nur zum Schlechten. Manchmal denke ich, wir sollten uns den Arabischen Frühling zum Vorbild nehmen und etwas Neues schaffen. Die Leute haben einfach genug.“

In der Tat blieb der Arabische Frühling im Gazastreifen nicht ohne Wirkung. Freilich verläuft die Konfrontation mit den Regierenden hier zurückhaltender, nicht zuletzt, weil Hamas – anders als die gestürzten Regimes anderer arabischer Länder – eine offene und freie Wahl gewann.

Ola Anan hat im März an einer Demonstration teilgenommen, bei der verlangt wurde, dass Hamas und Fatah ihre Differenzen beilegen und die Palästinenser-Gebiete unter gemeinsamer Regierung vereinen sollten, um Israel besser entgegenzutreten zu können. Die Organisatoren riefen dazu auf, als Zeichen der Einheit ausschließlich die palästinensische Fahne zu schwenken. Die Aktivisten taten mehr, sie dachten an den Tahrir-Platz in Kairo und errichteten Zelte. Es gab Poster, auf denen zu sehen war, wie Yassir Arafat dem von Israel aus der Luft getöteten geistlichen Hamas-Führer, Scheich Ahmed Yassin, eine Tasse Tee einschenkt.

„Wir forderten, die Regierung müsse umgebildet, jedoch nicht ersetzt werden“, erin-

ert sich Samah Ahmed, die ebenfalls dabei war. „Nach Tunesien und Ägypten hatten wir entschieden, nicht länger schweigen zu dürfen. Die vier Jahre des Abstands zur Westbank haben das soziale Leben und den Alltag der Menschen beeinträchtigt. Wie sind auf den Markt gegangen, um mit den Leuten zu sprechen und ihnen zu erklären: Wird die Kluft zum Westjordanland überwunden, ist das ein erster Schritt, die Besatzung zu beenden.“

## Dorn im Auge

Die Hamas – empfindlich, wenn es um ihre Autorität geht – reagierte umgehend, indem sie die Demonstration zunächst kaperte und dann den Aktivisten mit Gewalt begegnete, die versuchten, den Protest nach dem Vorbild Ägyptens fortzuführen. Ein Mann in Hamas-Uniform stach mit einem Messer auf Samah Ahmed ein, die ins Krankenhaus eingeliefert werden musste. „Sie gingen mit viel Gewalt gegen die vor, die blieben“, erzählt Ola Anan. Sie sei der Hamas wegen der Kritik, die sie auf ihrem Blog artikuliere, ohnehin ein Dorn im Auge: „Ich fühle mich beobachtet. Sie haben meinen Bruder gedroht. Sie haben uns unsere Kameras und unsere Telefone abgenommen. Sie können das machen, aber ich werde weiter nach dem Recht auf Freiheit streben.“

Die Hamas werde zu dem, wogegen sie sich eigentlich wende, glaubt Samah Ahmed. Junge Aktivisten, die in deren Visier gerieten, würden am Reisen gehindert und observiert. Sie müssten Computer und Mobiltelefone abgeben. „Der Gazastreifen ist nicht groß“, sagt Ahmed. „Sie können sich nicht verstecken, und es gibt niemanden, der sie schützt.“

Der hochrangige Hamas-Vertreter Ismail Radwan winkt ab: „Die Leute, die solche Vorwürfe erheben, hassen uns und kollaborieren mit Israel. Die Hamas respektiert die Redefreiheit. Die Freiheit, wie sie die Menschen hier genießen, gibt es nirgendwo sonst, auch nicht in Großbritannien oder in den USA.“

Eine schwindende Unterstützung für die Hamas bedeutet im Gegenzug nicht, dass die Fatah in der Gunst der palästinensischen Bevölkerung steigt. Der Antrag auf staatliche Anerkennung, vor den Vereinten Nationen gestellt durch ihren Führer Mahmud Abbas, – hat zwar Sympathien erneuert, aber – so Abu Shala – viele Palästinenser würden der Fatah wegen Korruption und Machtmissbrauch in der Vergangenheit misstrauisch gegenüber stehen. „Der Fatah gelingt es nicht, das Vertrauen der Menschen zu gewinnen, obwohl die Sympathien für die Hamas schwinden“, meint er. „Die Hamas wird im Gazastreifen nicht wieder so stark wie gehabt, weil die Leute sie an der Regierung erlebt haben. Sie missbilligen die Missachtung von Menschenrechten und eine gekappte Meinungsfreiheit.“ In der Westbank hingegen könne die Hamas Stimmen hinzu gewinnen, wenn es mit dem Friedensprozess nicht vorangehe. Abu Shala: „Die Israelis sind immer noch da und die Siedler auch. Die Palästinenser in der Westbank, die unter keiner Hamas-Herrschaft gelebt haben, werden auf den Gefangenen austausch schauen und sagen, dass die Hamas weiß, wie man mit den Israelis umgehen muss.“

Chris McGreal ist Nahost-Kolumnist des Guardian  
Übersetzung: Zilla Hofman

ANZEIGE

## Das mare-Heft No. 89



ab 29. November im Handel  
oder unter [www.mare.de](http://www.mare.de)



# Die Kunst des Durchwurschtelns

**Umbruch** Beim Krisenmanagement fährt die Kanzlerin beharrlich „auf Sicht“. Gibt es dazu überhaupt eine Alternative?

■ Reinhard Höppner

Nicht nur, um das Unwort des vergangenen Jahres noch einmal in Erinnerung zu bringen: Ist Durchwurschteln alternativlos? Diese Frage drängt sich auf. Nicht erst seit der Eurokrise. Die Europäischen Gipfeltreffen sind ein Indiz dafür. Die Ausschläge auf den Finanzmärkten sind nicht nur das Echo auf die wechselnden Beschlüsse und ständig neuen Ideen. Sie sind gestrickt nach dem gleichen Muster von Versuch und Irrtum, nicht in der Absicht zu lernen, sondern, um zu spielen: Durchwurschteln - in Verbindung mit ultraschneller Kommunikation. Man könnte die Geschichte der Krisen erzählen in endlos wiederkehrenden Schleifen von Wurschtelern. Das allerdings würde uns nicht wirklich bei der Antwort auf die eingangs gestellte Frage weiterhelfen.

In einer der fast schon wieder vergessenen Schleifen tauchte plötzlich ein ungewöhnlicher Vorschlag auf. Aus dem Mund des damaligen griechischen Regierungschefs Giorgos Papandreou klingt es wie eine Drohung: „Lasst uns doch das Volk befragen!“ Eigentlich ein urdemokratisches Prinzip. Aber die Angst ging um, das Haus der Euro-Rettung könnte einstürzen. Die europäischen Gipfelstürmer reagierten mit einem Aufschrei: Um Himmelswillen! Kein Prinzip!

Schlimm genug, dass das Bundesverfassungsgericht dem Parlament die Kompetenz zur Mitsprache bei Budget-relevanten Teilen der Euro-Rettung eingeräumt hat. Da könnte ja jeder kommen! (War nicht das Haushaltsrecht einmal das vornehmste Recht eines Parlamentes?) Aber die Überschrift über eine Satire sollte die Frage eigentlich nicht werden. Dazu ist sie zu ernst.

Anerkennend muss man vermerken: In dieser Krise gewinnt die Kanzlerin Angela Merkel an Statur. Und das ist keineswegs ironisch gemeint. Im Durchwurschteln ist sie wirklich gut. Und die Frage ist ja keineswegs beantwortet: Ist Durchwurschteln alternativlos? Dann hätte sie uns in der Tat einiges voraus, die Kanzlerin. Sie freilich bezeichnet das als „auf Sicht fahren“. Man hat aber eher das Gefühl, da wird im Nebel gestochert. Und ein Leuchtturm ist nicht in Sicht.

## Alte Tante ohne Sexappeal

Beim Durchwurschteln hat die Kanzlerin allerdings ernste Konkurrenz, auch im eigenen Haus. Auf Beispiele in der Regierung möchte ich hier nicht zurückgreifen, obwohl es die reichlich gäbe. Ich will mich an die, wie es im Grundgesetz heißt, „an der Willensbildung mitwirkenden“ Institutionen halten, nämlich die Parteien. Über die FDP braucht man dabei nicht mehr zu reden. Sie hat seit ihrem Eintritt in die Regierung zwar großes Durchwurschtel-Potenzial entwickelt, aber was soll dann diese Prinzipienreiterei bei den Steuerenkungen? Diese Art von Gradlinigkeit wirkt so weltfremd, dass selbst eine so ehrenwerte Liberale und große alte Dame wie Hildegard Hamm-Brücher die Vermutung hat, die FDP verschwinde bald von der Bildfläche.

Die SPD freilich ist auch gefährdet, wenn sie meint, die Debatte über den Mindestlohn sei die Vorbereitung auf den nächsten Bundestagswahlkampf 2013. Wer glaubt, dass in der Politik so langfristig gedacht wird, kann getrost als alte Tante bezeichnet werden, der es an Sexappeal fehlt. Da sind die Piraten doch schon von ganz anderem Kaliber, wenn man bedenkt, welches Durchwurschtel-Potenzial sie schon bei ihrer ersten Pressekonferenz nach der Berliner Wahl entwickelt haben. Die Grünen kommen da einfach nicht mehr mit. Jeder merkt, dass sie in die Jahre gekommen sind.

Schon wieder muss ich mich entschuldigen. Denn ganz ohne einen satirischen Unterton kann man die gegenwärtige Situation kaum beschreiben. Aber trotzdem: Die Eingangsfrage ist ernst gemeint. Und sie verlangt nach einer ernsthaften Antwort.

Was ist los mit unserer Welt? Könnte es sein, dass wir uns in einem Umbruch befinden, der größer ist, als der der Reformation vor 500 Jahren, in deren Folge uns Aufklärung und industrielle Revolution ereilten? Das war der Anfang scheinbar unendlichen Wachstums. Dieser Irrtum hat sich so fest in unser Bewusstsein eingegraben wie seinerzeit in das Bewusstsein der Kommunisten das Gesetz vom Sieg des Sozialismus, den wir in der sozialistischen Schule gelehrt bekamen wie ein Naturgesetz. Ich habe dem Gesetz schon damals nicht geglaubt. Eine gute Voraussetzung,



ILLUSTRATION: OTTO FÜR DER FREITAG. FOTO: PRESSE

## Wir befinden uns in einem Umbruch, der größer ist, als die Reformation vor 500 Jahren

auch den heute verkündeten Gesetzen des Kapitalismus zu misstrauen.

Durch die Revolution unserer Kommunikationsmittel haben wir endlich begriffen: Wir leben auf einer endlichen Erde. Was im fernen China passiert, betrifft uns genau so wie der Konkurs eines Unternehmens in der eigenen Stadt. Spekulanten in Tokio haben Einfluss auf die Kürzungen in unseren Sozialsystemen. Entfernungen messen sich nicht mehr in Kilometern, sondern in Übertragungssekunden von Mails im World Wide Web. Wir leben auf einem endlichen Globus – im Zeitalter der Globalisierung. Die Endlichkeit ist nämlich des Pudels, sprich der Globalisierung, Kern. Eigentlich ist das nichts Neues. Neu aber ist, dass dies im Alltagsbewusstsein der Menschen angekommen ist. Sie spüren es, angefangen von den steigenden Benzinpreisen bis hin zur Klimakatastrophe, die alle betrifft.

Da könnte es doch sein, dass wir in einem Umbruch leben, für den die endlich offen gestellte Frage nach dem Ende des Kapitalismus nur die Frage nach der Stille vor dem Sturm ist. Der Umbruch könnte leicht ein ähnlich großer in der Menschheitsgeschichte sein wie der, als wir von Jägern und Sammlern zu Sesshaften wurden.

Und wäre es dann nicht verständlich, dass wir, von notorischen Bessermännern abgesehen, alle keinen Masterplan haben für das, was langfristig richtig und nötig ist? Ist Durchwurschteln also tatsächlich alternativlos? Dann würde die Tugend darin bestehen, das Durchwurschteln zu qualifizieren. Oder, um es seriöser zu sagen: dieses Lernen mit Hilfe von Versuch und Irrtum so zu qualifizieren, dass es möglichst keine irreparablen Schäden angerichtet werden. Dass wir nicht zu viele Fukushima-Erlebnisse brauchen, um ideologischen Ballast über den Haufen zu werfen.

Je länger ich darüber nachdenke, desto vertrauter wird mir der Gedanke. Zumal ich bei der nachwachsenden Generation entdecke: Durchwurschteln – ich sollte, weil ich die Generation meiner Kinder für diese Fähigkeit eigentlich bewundere, wohl besser sagen: Improvisieren – ist zur Lebenskunst, ja zur Überlebenskunst geworden. Wer kann schon noch bei so vielen prekären Arbeitsverhältnissen sein Leben planen? Und war nicht für viele Hartz IV vor allem darum so bedrohlich, weil da der Absturz, die Perspektive also, sich durchwurschteln zu müssen, plötzlich Menschen aus allen Schichten und Lebenslagen als reale Möglichkeit Augen stand? Wie geordnet war da doch noch mein Leben!

Ja, es ist nicht leicht, Lebensbereiche auszumachen, Menschen zu entdecken, für die das nicht zutrifft: Durchwurschteln ist alternativlos. Der Strudel, der selbst solche noch schein-

bar sicheren Lebensbereiche zu verschlingen droht, ist gewaltig. Kein Zweifel, die Krisen der letzten Jahre, deren Namen man sich kaum noch merken kann, haben in den Schaltzentralen vor allem eine Frage in den Vordergrund gerückt: Und welche Katastrophe gilt es heute zu überstehen?

## Trampelpfad in die Zukunft

Bei allem Verständnis für diese Art Alternativlosigkeit, bei aller Einsicht, bei allen Verbeugungen vor der Kanzlerin, die das Fahren auf Sicht zur Kunst des Regierens erhoben hat, es bleibt ein Zweifel. Sind Prinzipien wirklich so ungeeignet zur Lebensgestaltung und zum Regieren, wie es Helmut Schmidt seinerzeit von der Bergpredigt Jesu behauptet hat? Führt diese Art zum Improvisieren automatisch in die Beliebigkeit? Müsste es nicht wenigstens Leitplanken geben, die in der Bahn halten? Eine Art Beichtspiegel? Fragen, die man sich vorlegt, wenn man den nächsten Schritt geht? Und welche Fragen müssten das dann sein?

Von Ärzten wird gelegentlich gesagt, sie gleichen Maulwürfen. Tappen im Dunkeln, und was übrig bleibt sind Erdhügel. Gilt Ähnliches nicht für die, die sich an den Symptomen der Krisen versuchen, ohne die Ursachen in den Blick zu nehmen? Wäre Ehrlichkeit nicht der Anfang, wenigstens die Fragen zu entdecken, die jenseits des anscheinend alternativen Durchwurschtelns von Bedeutung sind? Aber Politiker dürfen offenbar keine Fragen stellen, auf die sie nicht schon eine Antwort wissen. Dabei wäre eine Verständigung in unserer Gesellschaft über solche Fragen ein Meilenstein beim Entdecken der Trampelpfade in die Zukunft.

Es geht nicht einfach um Antworten. Es geht um die Suche nach den richtigen Fragen. Um die Frage beispielsweise nach Qualitäten statt Quantitäten, es geht um Sein statt Haben, wie Erich Fromm schon vor mehr als 60 Jahren anmerkte. Es geht um die Frage, was Fortschritt heute ist. Um die Frage von Solidarität statt Konkurrenz. Um den Zusammenhalt in der Gesellschaft also. Es geht darum, was unsere endliche Erde verträgt. Wir haben keine andere. Uns mit ihr zu arrangieren, ist wirklich alternativlos.



Reinhard Höppner (SPD) war von 1994 bis 2002 Ministerpräsident von Sachsen-Anhalt. Ehrenamtlich engagiert sich der 63-jährige Mathematiker unter anderem in der Evangelischen Kirche

## Community Debatte

„Man sollte ihn ignorieren, das wäre seine Höchststrafe“

Unter dem Titel „Gutenberg, di Lorenzo oben, Redakteure unten“ kommentiert Michael Angele die di Lorenzo'sche Räuberleiter, mithilfe derer zu Gutenberg zurück auf die mediale Bühne hüpf.

Es gibt Journalisten, die gut, güter, am guttenbergsten mit Politikern können, sie nach Hause einladen, sogar spezielle Stühle für sie reservieren. Schlimme Zeiten. Worauf die Jungs geachtet haben: Dass es kein Holtzbrinck-Verlag ist, der das Buch herausbringt. Zu Herder (schön katholisch) gehört die theologische Fachzeitschrift „Stimmen der Zeit“. Am Ende denke ich, dass es doch keine Tragödie sein kann, da der Held den politischen Tod bereits überwunden hat, die verwundbare Stelle am Rücken längst verheilt ist. Vielleicht eine „Opera Buffa“. Aleata

Selten den Niedergang eines angesehenen Presseorgans in derart kurzer Zeit miterleben. Beim Spiegel dauerte dieser Prozess Jahre. Man darf gespannt sein, welcher Tiefpunkt als nächstes folgt. Ulrich Lüntzsch

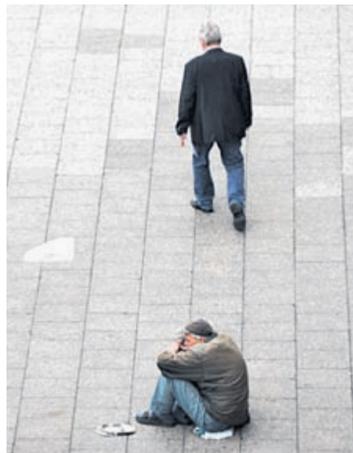
Ich bin sehr froh über dieses Buch. Damit hat er seine Chancen sehr eingeeengt. Viel geht da nicht mehr. Das war mit das Beste, was geschehen konnte. Man stelle sich vor, er wäre schlauer gewesen und nach ein oder zwei Jahren mit gespielter echter Reue zurückgekehrt. Das war fast ein Blattschuss so, er hat keinen Rückhalt mehr in der CSU. Einzig Bild gibt nicht auf. Richard der Hayek

Ich stimme Richard der Hayek zu und habe schon an anderer Stelle angemerkt: Der Freiherr ist erledigt. Dafür sprechen allein das Timing seines Wiederauftauchens und dann dieses Interview. Dass noch ein Buch hinterher geschoben wird, macht alles nur grotesker. Wer lässt sich so etwas unter den Gabentisch legen? Doch nur Leute, die ihre Vorurteile über den Wissenschaftsbetrieb, Doktoranden, bedient haben wollen. Nun, das „Gute“ an Gutenberg war allerdings, dass die Fakultäten mit ins Blickfeld gekommen sind, wenn auch nur schleppend und nicht in allen Medien. Helena Neumann

Ergänzung zur Gutenberg'schen Realsatire: Er kann seinen „aufgemotzten“ Lebenslauf vielleicht um ein Praktikum bei der Zeit ergänzen und darf sich jetzt offiziell Autor nennen. Das Kalkül ist aber ein anderes: Er weiß genau, dass die Position der CSU als Ministerpräsidentenpartei durch Ude erheblich ins Wanken kommt. Also spielt er die Parteigründerkarte aus, davor muss die CSU zittern. Aber vielleicht sollte man das Wahlvolk in Bayern nicht unterschätzen. Vorsichtshalber schon mal Söder in Stellung bringen! Lisi Stein

Gutenberg hat es „geschafft“. Die Erstauflage ist fast vergriffen und er in aller Munde. Die Zeit hat zwar ihren Nimbus als seröse Zeitschrift endgültig verloren. Das stört dort niemand, weil man neidvoll auf den Spiegel geschaut hat, der schon seit geraumer Zeit genauso eine Boulevardisierung durchlebt. Gutenberg ist nicht blöd, sondern er hat bewusst in Kauf genommen, dass er medial angezählt wird. Das Problem der Linken in Deutschland ist, dass sie sich in einer Art Beißreflex auf Personen stürzen, die aus meiner Sicht nicht einmal eine Subline wert sind. Augstein hat Recht mit seiner These, dass Gutenberg narzisstische Züge hat. Gerade deshalb sollte man ihn ignorieren. Das wäre seine Höchststrafe. Blog1

## Die Woche vom 1. bis 7. Dezember 2011



### OECD-Studie Wer ist Deutschland?

Die SPD hat sich auf ihrem Parteitag gelobt: Ohne die Reformen der Schröder-Jahre wäre Deutschland nicht so gut durch die Krise gekommen. Aber wer ist Deutschland? Trotz gesunkener Erwerbslosigkeit ist die Kluft zwischen Arm und Reich seit den neunziger Jahren hier weit stärker gewachsen als in den meisten Industriestaaten, heißt es in einer Studie der OECD. Immer mehr Singles und Alleinerziehende müssen sich mit knappem Einkommen durchschlagen, die Lohnschere geht auseinander. Die obersten zehn Prozent „verdienen“ etwa acht Mal so viel wie die untersten. „Die Studie widerlegt“, so die OECD, „dass Wirtschaftswachstum automatisch allen Bevölkerungsgruppen zugutekommt.“ **TS**



### Russland Ein Aderlass

Von stolzen 64,3 Prozent vor vier Jahren landet die Partei *Einiges Russland* nach der Wahl 2011 nur noch beim Wert 49,5. Ein Aderlass, der sich wegen der sozialen Stagnation im Land angekündigt hat und den erneuten Antritt von Premier Putin bei der Präsidentschaftswahl 2012 überschattet. Die KP wie auch die sozialdemokratische Formation *Gerechtes Russland* können mit 19,2 bzw. 13,2 Prozent ihren Stimmenanteil fast verdoppeln. Präsident Dmitri Medwedjew will die Opposition in eine nationale Allianz einbinden, kann aber nicht mit deren Zustimmung rechnen. Seit dem Wahltag gehen Teile des Anti-Putin-Lagers aus Protest auf die Straße. Offenbar verliert die Kreml-Partei an Einfluss. **LH**



### Afghanistan Proteste, Konferenz, Tote

Dutzende Tote nach einem verheerenden Selbstmordanschlag auf schiitische Pilger in Kabul – kaum war die Bonner Afghanistan-Konferenz Anfang der Woche zu Ende, zeigte die Realität in Afghanistan einmal mehr ihre tödliche Fratze. Ob dagegen bilaterale Partnerschaftsabkommen mit Deutschland etwas ändern? Ob der vom Westen geforderte Kampf gegen Korruption? Könnte ein rascherer und konsequenter Abzug des ausländischen Militärs die Lage befrieden? Ja, meint die Antikriegsbewegung, und protestierte in Bonn. Der Grüne Hans-Christian Ströbele wurde bei einer Demonstration mit Eiern beworfen – er sei Mitglied, hieß es, in der falschen Partei. Alltag eines Krieges. **TS**



### Lateinamerika Absage an die OAS

Dieser Staatenbund wird 2011 6,3 Billionen Dollar erwirtschaften, er verfügt mit 338 Milliarden Barrel über die größten Ölreserven weltweit. Gemeint ist die gerade in Caracas gegründete *Lateinamerikanische und Karibische Gemeinschaft* (CELAC), an der bis auf die USA und Kanada alle Länder des Kontinents beteiligt sind. Unschwer zu erkennen, dass CELAC der etablierten Organisation Amerikanischer Staaten (OAS) Paroli bietet. Venezuela und Brasilien zählen zu den Protagonisten dieser Integration, die eine seit Jahren andauernde Emanzipation von den USA abschließt. Sie wurde durch das Unvermögen der OAS beschleunigt, 2009 die Putschisten in Honduras zum Rückzug zu zwingen. **LH**



### Ägypten Grüne Welle

Auf etwa 70 Prozent der Stimmen kommen islamische Parteien nach einer ersten Runde der Parlamentswahl. *Freiheit und Gerechtigkeit*, die Partei der Muslim-Brüder, verbucht 40 Prozent – die radikalislamische *Partei des Lichts* fast 30 Prozent. Der Erfolg für das religiöse Lager verspricht Verfassunggebende Mehrheiten im Parlament. Die eigentlichen Urheber des Mubarak-Sturzes wie die Aktivisten des Tahrir-Platzes ließen sich entweder nicht registrieren oder blieben wie die Partei *6. April* klar unter den Erwartungen. Die jetzigen Sieger dürften auch bei den noch anstehenden Wahlphasen triumphieren. Auf dem Lande haben die Muslim-Brüder noch mehr Einfluss als in den Städten. **LH**

# 1991 Lebenslüge Euro

**Zeitgeschichte** Vor 20 Jahren wurde der Vertrag von Maastricht als Durchbruch zu einem europäischen Staatenbund gefeiert, obwohl es den europäischen Institutionen an den nötigen Befugnissen fehlte

■ Jörg Roesler

Die Medien in Westeuropas waren voll des Lobes: Die Mitgliedsländer der Europäischen Gemeinschaft (EG), wie sie damals hieß, einigten sich am 10. Dezember 1991 im südniederländischen Maastricht auf einen so noch nie geschlossenen Vertrag. Eine Wirtschafts- und Währungsunion sollte eine Ära der kleinen Schritten auf dem Weg zum geeinten Europa beenden. Kern des Agreements war der Entschluss, eine gemeinsame Währung zu schaffen – ab 1995 Euro genannt, wurde sie 1999 eingeführt und ersetzte ab 2002 in zunächst elf EU-Staaten die nationalen Währungen.

Manchen Kommentator erinnerte das Abkommen von Maastricht an das Schicksal des Werner-Plans von 1970. Das unter Federführung des damaligen luxemburgischen Premiers Pierre Werner entworfene Konzept zielte darauf, bereits ab 1980 eine gemeinsame Währung zu haben. Doch scheiterte das Vorhaben Mitte der siebziger Jahre, als es in die Turbulenzen nach dem Kollaps des Bretton-Woods-System geriet und erst der Umbruch der internationalen Währungsordnung abgewartet werden sollte. Schon damals war in einer ersten Stufe des Werner-Plans daran gedacht, die Wirtschafts- sowie Geld- und Kreditpolitik der EWG-Staaten zu koordinieren.

20 Jahre nach Maastricht wird das Jubiläum kaum mit Jubelarien begangen, zu existenziell ist die Not der Eurozone, zu gefährdet der Euro. Die Kritik am Vertrag von 1991 entzündet sich daran, dass von ihm gesetzte Stabilitätskriterien für nationale Budgets wieder und wieder missachtet wurden – die Verstöße aber ohne Sanktionen blieben. Bisher lag die letzte Entscheidung über Geldstrafen nicht etwa bei einer supranationalen EU-Behörde, sondern wurde intergovernmental – das heißt, von den Finanzministern der Eurozone – getroffen. Und die wussten, sie konnten unter Umständen selbst in die gleiche missliche Lage geraten und zeigten Nachsicht. Man hat sich zwischen den Euro-Staaten zwar um eine Konvergenz im Finanzsektor bemüht, einem Abgleich der nationalen Wirtschaften jedoch

zu wenig Beachtung geschenkt. Konsequenz: Wirtschaftsniveau und Wachstumsraten der Euro-Länder haben sich seit Maastricht nicht – wie erwartet – angenähert. Vielmehr wuchs die Kluft zwischen Staaten mit Handelsüberschüssen und solchen mit Handelsdefiziten. Dass der nationale Arbeitsmarkt davon nicht unberührt bleiben konnte, liegt auf der Hand.

Rückblickend ist zu fragen, warum 1991 die supranationalen Institutionen nur unzureichend gestärkt wurden, weshalb nicht mehr Wert auf eine gemeinsame Wirtschaftspolitik gelegt wurde. Man könnte erwidern, dass vor 20 Jahren niemand die Weltfinanzkrise von 2008 und die in ihrem Sog erzeugte Eurokrise habe voraussehen können. Doch wer so argumentiert, unterliegt einem Irrtum. Wegen künftiger Beschlussprozeduren wie der zu integrierenden Politikbereiche gab es vor dem Maastricht-Vertrag heftige Kontroversen, wie Protokollen der ab Ende 1990 stattfindenden zehn Verhandlungsrunden der EG-Mitgliedsstaaten zu entnehmen ist. Auf dem dritten Treffen dieser Art, am 4. März 1991, unterbreitete der niederländische Außenminister Pieter Dankert einen Plan, der vorsah, dass die Mitgliedsstaaten Souveränitätsrechte zugunsten des Europaparlaments und der EU-Kommission abgeben sollten. Das wäre – so Dankert – der beste Weg, einem einheitlichen Europa näher zu kommen und letztendlich einen europäischen Bundesstaat zu haben. Der Minister erntete Widerspruch bei den Franzosen, die dafür plädierten, die Entscheidungen innerhalb der angestrebten Europäischen Union weiterhin auf intergovernmentaler Basis zu fällen. Beim darauf folgenden Treffen am 15. April trat Luxemburg mit – gemessen an Dankerts Plan – entschärften Vorschlägen auf. Doch zielten auch sie auf stärkere Entscheidungsrechte der EU-Kommission und wurden zurückhaltend aufgenommen. Daraufhin ergriffen am 24. September 1991 die Niederländer noch einmal die Initiative und blieben dabei: Es müsse klar erweiterte Kompetenzen der EU-Kommission und des Europäischen Parlaments geben. Mehrheitsvoten des Parlaments sollten Beschlüsse des EU-Ministerrates außer Kraft setzen können. Gegen diese Vorschläge wandten sich – angeführt von Großbritannien – die Vertreter der meisten Mitgliedsstaaten.



Königin Beatrix stand nur beim Gruppenfoto im Mittelpunkt

**Woher kam die Genugtuung über diesen Vertrag, der ökonomisch und sozial erkennbar unausgewogen blieb?**

Lediglich Deutschland und Spanien unterstützten die niederländische Position, die dann am 30. September förmlich zurückgewiesen wurde. Auf dem neunten Vorbereitungstreffen am 4. November 1991 einigte man sich auf die moderate Formulierung, dass der Vertrag über eine Wirtschafts- und Währungsunion die Möglichkeit einräumen sollte, bestimmte Befugnisse vom EU-Ministerrat auf supranationale EU-Institutionen zu übertragen. Es blieb jedoch bei der Dominanz intergovernmentaler Entscheidungsfindung, wie sie 1957 in den – die Europäische Wirtschaftsgemeinschaft begründenden – Römischen Verträgen vereinbart wurde.

Ein ähnliches Schicksal ereilte vor Maastricht auch die Vorschläge zur Politischen Union. Ihr wurde das Recht auf eine gemeinsame Wirtschaftspolitik bestritten, obwohl Ökonomen wie Bundesbankpräsident Karl Otto Pöhl eindringlich davor warnten, eine europäische Währung zu schaffen, ohne etwas für mehr wirtschaftliche Konvergenz zwischen den Mitgliedsländern zu tun.

Auf dem fünften Vorbereitungstreffen Mitte Mai 1991 hatte erstmals das Thema soziale Konvergenz auf der Tagesordnung gestanden. Doch reagierte vor allem Großbritannien mit einem solch vehementen Veto, dass ein zunächst vorgesehene Kapitel über gemeinsa-

me Sozialpolitik aus dem Entwurf des Maastricht-Vertrages gestrichen wurde. Immerhin kam es in Sachen Wirtschaftspolitik zu Kompromissen. Artikel 121 des Abkommens legte fest, dass sich die zentrale Wirtschaftslenkung im wesentlichen auf „multilaterale Überwachung“ zu beschränken habe und Mitgliedsstaaten verwahrt werden dürften. Zwangsmechanismen, um Empfehlungen der Europäischen Kommission durchzusetzen, wurden indes nicht vereinbart. Auch sollte das Europaparlament in den Überwachungsprozess kaum eingebunden sein.

Einzig auf dem Finanzsektor konnten die Verfechter der supranationalen Lenkung mit der Gründung der Europäischen Zentralbank (EZB) einen Erfolg verbuchen. Im Finanzbereich durften die EU-Institutionen über Empfehlungen hinausgehen und sogar zu Zwangsmitteln wie Geldstrafen greifen. Jedoch wurde davon in den folgenden beiden Jahrzehnten kaum je Gebrauch gemacht.

Es fragt sich, woher seinerzeit die weit verbreitete Genugtuung über den Vertrag von Maastricht kam, obwohl er doch ökonomisch und sozial erkennbar unausgewogen blieb, und nur unzureichende Durchgriffsmöglichkeiten gegenüber den Mitgliedsländern vereinbart wurden. Offenbar vertraute die Mehrzahl der Staatsmänner auf die Zwangsläufigkeit der in Maastricht vereinbarten technokratischen Integrationsprozesse, die 2009 im Lissabon-Vertrag ergänzt wurden. Das Vertrauen auf „die integrative Logik der Märkte“, nannte der Wirtschaftshistoriker Werner Abelshauser „die politische Lebenslüge der Gemeinschaft“.

Der Vertrag von Maastricht wurde zwar kein Fehlschlag wie der Werner-Plan, aber er stellte alles andere als einen Durchbruch von der Gemeinschaft der Nationalstaaten zu einem europäischen Bundesstaat dar, wenn es auch bis zum Ausbruch der Eurokrise diese Deutung durchaus gab und von der Vorstufe eines europäischen Staatenbundes die Rede war. Vorschläge, eine Politische Union auf der Basis supranationaler Institutionen zu schaffen, über die in den Maastricht-Vorkonferenzen von 1991 gestritten wurde, werden heute wieder diskutiert und erscheinen vielen als Ausweg aus der gegenwärtigen Krise. Die Europäische Union wird nicht umhin kommen, die damaligen Versäumnisse aufzuarbeiten.

Jörg Roesler schrieb zuletzt über Selbstprivatisierungen von Ost-Betrieben nach 1990



In Frankreich ist eine neue Generation Comic-Zeichner am Werk, einer davon ist Manu Larcenet S. 18

der Freitag | Nr. 49 | 8. Dezember 2011

## Jetzt können wir uns treffen

**Christa Wolf** Am 1. Dezember ist die Jahrhundertsschriftstellerin in Berlin gestorben. Sechs Erinnerungen

### Einen Nachruf kann ich noch nicht schreiben

Christa Wolf ist eine große deutsche Schriftstellerin, nicht bloß eine ostdeutsche. Ich habe nicht in der DDR gelebt und finde keine Erklärung dafür, dass ihr persönlichstes Buch *Ein Tag im Jahr* in den bisher nur unvollständig gelesenen Nachrufen gar nicht vorkommt. 43 Jahre lang jeden 27. September zu beschreiben, den Alltag, Gedanken, Eindrücke festzuhalten, um dem Verschwinden der Realität entgegenzuwirken – da setzt sich ein Mensch der Selbstkontrolle aus, eigene Irrtümer und Entwicklungen zu dokumentieren.

Ich habe über sie und ihr Land dadurch mehr erfahren als durch ihre berühmteren Titel. *Was bleibt* ist eine Zeitgeschichte, die das beschreibt, was Westdeutschland bewegte und das in der DDR nur interessiert reflektiert wird: die Theorie der kleinen Schritte etwa, der Christa Wolf nicht mehr anhängt, die an tiefgreifende Veränderungsmöglichkeiten also nicht mehr glauben kann; oder an Wehners gegen die Ostpolitik gerichtete Äußerungen in Moskau. Die parallelen Überlegungen einer europäischen Kultur-Selbstreflexion überraschen, ob der weiße Mann den verschwenderischen Umgang mit Bodenschätzen oder sonstigen Reichtümern überleben kann. Zugegeben, das Buch ist keine Literatur, aber auch eine literarische Leistung einer Intellektuellen, die durch die Schule Hans Meyers und Blochs gegangen ist, jedenfalls ein markanter Teil ihres Werkes.

Noch überraschter bin ich, dass in den Nachrufen (Einschränkung, siehe oben) die *Stadt der Engel* so wenig vorkommt, für mich das Opus magnum. Hier fühle ich mich als ungeteilter Deutscher angesprochen. Die Gedanken, die sie zur Selbsterforschung und Selbsterhaltung gibt, können ehemaligen wie jetzigen Landsleuten helfen, wobei die Autorin die eigene Analyse, unterstützt von der heiteren Klarheit des kalifornischen Himmels, bis zu einem Punkt führt, an dem ich dachte: Nun braucht sie eigentlich nichts mehr zu schreiben. Es ist Vollendung.

Die Trauer um Christa Wolf wird nicht geschmälert durch die Art, in der die Medien über ihren Tod berichtet haben.



Christa Wolf, 18. März 1929 – 1. Dezember 2011

das einzige Land in Europa, das 45 Jahre lang geteilt war. Das hat in seinen beiden Teilen gebrochene Lebensläufe produziert. Viele Unbekannte haben darunter gelitten. Wir sollten uns dieser Gemeinsamkeit bewusst sein. Die Spaltung darf nicht über den Tod hinausreichen.

**Egon Bahr** war SPD-Bundesminister und gilt als Architekt der Entspannungspolitik der Ära Brandt

### Geist der Aufklärung

In den Siebzigern repräsentierte Christa Wolf für uns das Beste am demokratischen Sozialismus wie am Feminismus. In ihrer Prosa brachte sie Empfindungen zum Ausdruck, für die wir noch keine Worte gefunden hatten. In den Achtzigern war sie eine unermüdete Fürsprecherin von nuklearer Abrüstung, Frieden und globaler Gerechtigkeit. Ich habe ihren Mut und ihre feste Haltung aus erster Hand erlebt, als sie im Mai 1983 dem Präsidenten meiner Universität einen Brief schrieb, den ich für sie übersetzen sollte. In ihm lehnte sie das Angebot eines Ehrendokortitels ab, weil sie zu dessen Verleihung mit dem Vizepräsidenten Ronald Reagans, George H. W. Bush, auf einem Podium hätte Platz nehmen müssen: „Kaum einer meiner Leser, die meine Überzeugungen und insbesondere mein Engagement innerhalb der Friedensbewegung in Europa kennen, würde das verstehen.“ Der Geist der Aufklärung behielt für einmal die Oberhand: der Ehrendoktor wurde in absentia verliehen.

In den Neunzigern waren wir entsetzt über die Hexenjagd, die die deutschen Medien auf sie veranstalteten. Nordamerikanische Schriftstellerinnen wie Margaret Atwood schienen sie besser zu verstehen als viele der westdeutschen Literaten. Im Laufe der Jahre habe ich mir oft gewünscht, ihr Bedürfnis, sich zu rechtfertigen, wäre

nicht ganz so groß gewesen – eine Auseinandersetzung, die ihren Tribut an Leib und Seele forderte. In meinen Augen war ihr Vermächtnis ohnedies gesichert. Im Pantheon der Schriftsteller nimmt sie nun ihren Platz zwischen Heine, Kafka, Thomas Mann und Anna Seghers ein – ihren Vorgängern, die aus verschiedenen Gründen ebenfalls verleumdet worden waren, denen die Geschichte aber den ihnen gebührenden Platz eingeräumt hat. Möge sie dort ruhen, in Ehre und Frieden.

**Helen Fehervary** ist Professorin an der Ohio State University. Sie lernte Christa Wolfs Werk Ende der Sechziger kennen, die Autorin 1979

### Ein Posten ist vakant

Ich weiß keinen Trost dafür, dass Christa Wolf nicht mehr lebt, außer dem, dass sie gelebt hat. Die Liebe zu Christa Wolf habe ich mit ungezählten Lesern in aller Welt geteilt. Aber mir war durch glückliche Umstände die Gunst zuteil, ihr seit meinem 16. Lebensjahr nah sein zu können. Dafür bin ich dankbar. Ihre Zugewandtheit zu Jüngeren, deren Fragen sie sich stellte und die sie mit ihrer unbedingten Moralität beantwortete, hat mich nicht weniger geprägt als ihre Bücher. In einem Literaturzirkel, zu dem sich eine Handvoll Schüler einige Jahre bei Wolfs zu Hause traf, sagte sie auch uns, was 1963 der sie beobachtenden Stasi aufgefallen war: Sie vertrete „die Meinung, dass sie das schreiben werde, was und wie sie es für richtig hält“. Wenn diese Meinung größtenteils dem widersprechen muss, was gehört werden will – darüber machten wir uns keine Illusionen –, hat solche Rigorosität bis heute ihren Preis.

Ihr Leben und Schreiben war gleichermaßen auf die Stärkung des Subjekts konzentriert – eine in allen Gesellschaften überlebensnotwendige Kraft. Und dann und wann hatte ich sorgenvoll den Ein-

druck, in dem Maße, in dem dieses Lebenselixier auf ihre Leser übergang, verließ es sie selbst. Alle ihre Bücher entsprangen eigenen Lebenskonflikten, die zugleich zutiefst persönlicher wie gesellschaftlicher Natur waren. Sie lebten von der Spannung zwischen Traum und Realität, die Kunst braucht. Als Kritikerin der DDR-Zustände zerrieb sie sich an der Frage, wie die Welt für ein moralisches Wesen beschaffen sein muss. Und wurde dafür, mit West-Preisen hochdekoriert, auf einen Sockel gehievt, auf dem es zugig und einsam sein konnte.

Stellvertretend für viele in Ost und auch in West, die an der Utopie einer gerechten Gesellschaft festhielten, bleibt Christa Wolf auch im vereinten Land Dissidentin. Das war so nicht abgemacht. Unglücklich das Land, das Sündenböcke nötig hat. Die Destruktivität dieses archaischen Vorgehens hat sie durchlitten, auch in dem Bedürfnis nach quälender Selbstbefragung. Mit ihrem letzten Buch hat sie dazu ein kunstvolles Metagewebe aus selbstbewussten und zweifelnden, aus ironischen und traurigen Reflexionen hinterlassen – offener als je zuvor. Einmal mehr hat sie sich darin als die größte deutsche Schriftstellerin unserer Zeit erwiesen. Eine verlässliche Freundin, auf die zu blicken und mich zu beziehen ich gewohnt war, lebt nicht mehr. Ein Posten ist vakant.

**Daniela Dahn** ist Herausgeberin des *Freitag*

### Alles Frauen, klar

Und plötzlich tritt man beim Lesen in Zwiesprache mit einer Toten. Man erschrickt bei diesem Gedanken. Bisher war es tröstlich erschienen, dass Christa Wolf nicht weit von einem selbst lebte. In derselben Zeit, im selben Land. Dass die Orte ihrer Texte Landschaften waren, die man kannte, die man dank ihrer mit anderen Augen sehen konnte; Mecklenburg zum Beispiel. Wie hat ein Freund nach ihrem

Tod gesagt: Christa Wolf war immer für alle da. Auf einen einfacheren Nenner lässt sich ihre Poetik kaum bringen. „Mir kommt es so vor – es wäre gut, wenn ein Autor die Erfahrungen anderer Leute fast wie eigene erleben kann und die eigenen fast wie fremde“, sagte sie selbst einmal.

Wer Christa Wolf las, der begegnete in ihren Figuren und in ihr also sich selbst. Und umgekehrt. Denn genauso wird sie in ihren Protagonisten wie im fremden Leser sich selbst gesucht haben. Mit Egozentrik hat dieses Schreiben nichts zu tun, auch nicht mit Rollenprosa. Vielmehr wird alles scharf gegeneinandergeschritten, auf dass es sich vereinigte oder noch radikaler: zur Auflösung brächte. In *Kein Ort. Nirgends* hat sie das fast programmatisch gesagt, als sie Karoline von Günderrode und Heinrich von Kleist einander begegnen lässt, obwohl beide sich zu Lebzeiten nie getroffen haben: „Es könnte der Mühe wert sein, ihre Unbedingtheit an der seinen zu messen. Vielleicht gibt es doch einen Menschen unter dem Himmel, dem er den Gram anvertrauen kann, der ihn aufzehrt. Man versteht nicht, was man nicht mit anderen teilt.“

Im Nachhinein ist es erstaunlich, wie früh Christa Wolf diesen Weg als den ihren erkannt hatte, wie früh sie zu ihrer Stimme, zu ihrem Ton, zu ihren Anliegen fand. Im Nachhinein erscheint ihr Werk, das in immerhin sechs Lebensjahrzehnten entstand, wie aus einem Guss, als ein homogenes, dichtes Netz, in dem alles mit allem verbunden ist. Christa T. ist dabei auch *Kassandra*, die Günderrode auch *Medea*. Allesamt Frauen, klar, keine Frage – jedoch ohne, dass eine von der anderen verdeckt würde. Im Gegenteil, sie alle treten nebeneinander, stehen auf den Schultern der jeweils anderen, werden größer dabei.

**Jana Hensel** ist Autorin des *Freitag*

### Gesprächspartnerin

Christa Wolf und ihre Bücher haben mich mein Leben lang begleitet. Ihre Erzählung *Der geteilte Himmel* las ich als Student, ebenso den Roman *Nachdenken über Christa T.*, der mich mehr überzeugte. Die Absage an den verordneten Optimismus und die Melancholie des Buches – sie hatten etwas Befreiendes! Spätestens seit *Christa T.* wartete ich gespannt auf das jeweils nächste Christa-Wolf-Buch, denn sicher war, es würde Anstöße bieten für kritische Debatten. Und hatte die DDR-Zensur es gewagt, ganze Passagen zu streichen wie bei *Kassandra*, kursierten im Freundeskreis Abschriften aus West-Aufgaben. *Kindheitsmuster*, *Kein Ort. Nirgends*, *Kassandra*, *Störfall*, *Sommerstück* – diese Texte wirkten horizonterweiternd. Christa Wolf verweigerte sich glaubhaft den einfachen Erklärungen. Ihre leise, beharrliche Wahrhaftigkeit war Einspruch und Widerspruch gegen ideologische Verkommenheit. Auch ihr 1995 publizierter Briefwechsel mit Franz Fühmann dokumentiert dies eindrucksvoll. Ihr letzter, großartiger Roman *Stadt der Engel* oder *The Overcoat of Dr. Freud* ist ein Werk schmerzlicher Selbstbefragung, eine Inventur eigener Lebenserfahrungen in drei Systemen. Christa Wolf wird uns, wird mir fehlen – als Autorin, als Gesprächspartnerin, als moralische Autorität.

**Wolfgang Thierse** ist Vizepräsident des Bundestages

### Du wirst singen

„So, jetzt habe ich endlich Zeit!“, sagte Christa Wolf am Abend nach der Preisverleihung in der Kantine des Theaters Neubrandenburg. „Das Buch ist fertig. Jetzt können wir uns treffen. Wir werden kochen und du wirst singen!“

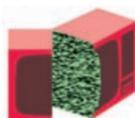
Den ganzen Nachruf von **Hans-Eckardt Wenzel** finden sie auf *Freitag.de*

### Christa Wolf blieb auch im vereinten Land Dissidentin

Im Fernsehen wurde wiederholt der Ausschnitt aus ihrer Rede vom 4. November 1989 gesendet: „Stell Dir vor, es ist Sozialismus und keiner geht weg.“ Das grenzt an den verleumderischen, falschen Eindruck, Christa W. hätte damit die bisherige DDR verteidigt. Das Gegenteil war der Fall.

Auch gutwillige junge Wessis wissen kaum noch, wie lange Politik und Kirchen in Bonn darauf hingewirkt haben, dass zur Erhaltung der Substanz in der DDR Geistliche und Ärzte möglichst dort bleiben sollten. Das Regime wäre etwa Stefan Heym gern losgeworden. Bei Christa Wolf wird der unauslöschliche Makel konstatiert, den sie durch eine kurze IM-Zugehörigkeit nicht loswerden kann.

Als ich Christa W. zum ersten Mal begegnete auf einem Empfang, den Günter Gaus in der Ständigen Vertretung gab, hatte ich das Empfinden einer fast freundschaftlichen Nähe, obwohl wir nur wenige Worte gewechselt haben. Sie hat das später für sich auch bestätigt. Unsere Freundschaft lebte nicht davon, dass wir beide an einem 18. März geboren waren. Deutschland ist



Medientagebuch

## Wetten, dass es die letzte Sendung war: Gottschalks Abgang

Das ZDF hat sich bei der Suche nach einer Person, die Thomas Gottschalk als Gastgeber von *Wetten, dass..?* nachfolgen könnte, nicht mit Ruhm bekleckert. Monatelang schien man sich auf Hape Kerkeling festgelegt zu haben, bis dieser in der vorletzten Ausgabe der Show im November bekannt gab, er wolle lieber andere Dinge wagen. Nun konnte der Sender noch nicht einmal zur letzten von Gottschalk moderierten Sendung am 3. Dezember eine Person präsentieren, die im nächsten Jahr mit der Show durch die Hallen des Landes ziehen wird. Das zeugt von einer gewissen Unprofessionalität oder mindestens von großem Pech.

Aber – Kompliment – aus der Not hat das ZDF eine Tugend gemacht. Denn angeheizt um die das Land nun auf eine absurde Weise bewegende Frage, wer statt Kerkeling tatsächlich in das gesellschaftlich anscheinend äußerst bedeutsame Amt des Moderators von *Wetten, dass..?* folgen könne, nahm das Zuschauerinteresse stark zu. Und der Sender beutete es beträchtlich aus. Die letzte Sendung mit Gottschalk wurde mit einer Art Vorspiel bereits um 19.25 Uhr eröffnet. Da Gottschalk wie üblich überzog, bannte das ZDF die Zuschauer fast vier Stunden vor sein populärstes Programm. Über 14 Millionen waren es insgesamt, die Gottschalk bei seinem Abschied die Ehre gaben.

An diesem Abend zeigte der Moderator noch einmal all das, wofür man ihn preisen und schelten muss. Auch diesmal trat er souverän auf, konnte die Zuschauer in der Halle mit Scherzen und Witzen auf seine Seite ziehen und führte gelassen durch den langen, umständlichen Parcours der Wetten, die nicht sonderlich aufregend waren. Eine der Wetten hatte, so viel Selbstreferenzialität musste wohl sein, die Kleidung zum Gegenstand, in die Gottschalk im Lauf der Jahre für die Show geschlüpft war.

Zugleich führte Gottschalk im Gespräch mit der auf der Couch versammelten Prominenz seine grundlegende Schwäche vor: Am liebsten hört er sich selbst sprechen. Fragen haben folglich kein Ziel, sondern dienen der Selbstdarstellung. Selbst beim Basketballspieler Dirk Nowitzki, den Gottschalk spürbar verehrt, interessierte ihn nur, wie er am besten seine Anekdote vom Besuch eines Spiels von Nowitzkis Dallas Mavericks loswerden konnte.

Diese persönliche Schwäche Gottschalks hat auch strukturelle Gründe: Ein Dilemma der erfolgreichsten deutschen Fernsehshow liegt darin begründet, dass die prominenten Gäste an den Wetten, also dem Zentrum der Veranstaltung, ungleich weniger Interesse haben als die Fernsehzuschauer. Also setzen sie sich auf die Couch nur dann, wenn sie etwas zu verkaufen haben. Das reduziert natürlich die Möglichkeiten eines Moderators, ein halbwegs sinnvolles Gespräch zu führen.

Mögliche Nachfolgekandidaten lassen sich in zwei Kategorien scheiden: Die Schalterbeamten der Fernsehunterhaltung, zu denen Johannes B. Kerner, Markus Lanz und Jörg Pilawa zählen, und die bunten Hunde, für die außer Hape Kerkeling ein Olli Dittrich oder eine Barbara Schöneberger stehen würde.

Wer von ihnen die Sendung übernimmt, ist für einen zentralen Punkt unerheblich. Die Show ist sichtbar in die Jahre gekommen. So viele Zuschauer, wie sie zum Abschied von Gottschalk mobilisiert hat, wird es nicht noch einmal geben. Und sollte die Zahl derjenigen, die samstags zur besten Sendezeit *Wetten, dass..?* einschalten, unter sieben oder sechs Millionen sinken, dürfte sie eingestellt werden. Denn teuer ist der Spaß, den die Sendung verbreitet, allemal. *Dietrich Leder*

*Dietrich Leder* hat schon über *Wetten, dass..?* geschrieben, als Thomas Gottschalk die Sendung noch nicht moderierte

Kino „The Big Eden“ von Peter Dörfler

## Liebe als Geschäft



Hat früh seine Rolle gefunden und tut nichts, um aus ihr herauszufallen: der Lebensdarsteller Rolf Eden

Man kann Rolf Eden für eine Witzfigur halten. Ein alter Mann, dessen Geschäft darin besteht, nicht nur Unternehmer im Berliner Nachtleben und Immobilienhandel, sondern zugleich sein eigenes Maskottchen zu sein – ein „Playboy“, der für den Boulevard noch immer in Clubs geht und „partygeil“ ruft.

Lächerlich daran ist die Flachheit des Entwurfs. Selbst wer einem Männerbild anhängt, wie es der Playboy vorstellt, wird nicht von Rolf Eden träumen. Rolf Eden – das ist Jet-Set und Prominenz in der

Streichholzschachtel. Die Häme, die Rolf Eden jenseits des Boulevards sicher ist, und das Desinteresse, das er in der Kultur verbreitet, resultieren aus dieser Flachheit. Es gibt über Rolf Eden nicht viel zu sagen. Erst recht nicht von ihm selbst.

Deshalb ist Peter Dörfler hoch anzurechnen, was aus seinem Dokumentarfilm *The Big Eden* geworden ist. Den Menschen hinter der Figur, den man sich von solch einem Film vielleicht erwarten würde, hat Dörfler nicht gefunden, womöglich gibt es ihn im Fall von Rolf Eden gar nicht, wie ei-

nes seiner sieben Kinder einmal sagt. Selbst die Szenen, die eine unbekanntere Seite von Edens Biografie zeigen und in Israel spielen, bleiben merkwürdig sprachlos. 1933 war die Familie aus Berlin geflohen, 1948 kämpfte Rolf Eden im Palästina-Krieg unter Yitzhak Rabin, und jetzt spricht Eden mit dem Friedensaktivisten (und Freitag-Autor) Uri Avnery, aber man hat nicht das Gefühl, einen anderen Menschen zu sehen. Immerhin sagt Eden in Israel einen schönen Satz: „Wenn das Erinnern etwas ändern würde, täte ich es, aber es ändert nichts.“

Ausstellung Cosima von Bonin im Museum Ludwig, Köln



FOTO: COURTESY GALERIE DANIEL BUCHHOLZ

## Faulheit als Konzeptkunst

Es ist die letzte Station eines gewaltigen Ausstellungsparcours, der von Rotterdam über Bristol und Genf bis nach Köln reicht. Zwei Jahre sind die *Lazy Susan Series* von Cosima von Bonin über den Kontinent gewandert, und als ob die Künstlerin nun das Ende herbeiseht, nennt sie die Schau in ihrer Heimatstadt *Cosima von Bonin's Cut! Cut! Cut!*. Den „Schnitt“ hat der kleine Kuscheltierzoo im Oberlichtsaal des Museums Ludwig längst gemacht. Zwei aus Stoffen mit Beardsley-Motiven zusammengenähte Hunde lehnen erschöpft oder faul an hölzernen Hundehütten. Deprimiert und ausgepowert hockt ein weißes Stoffküken, das sich gerade vollgekotzt hat, auf einem grün-rosa Raketendildo.

*Sloth*, deutsch Trägheit, ist eines der zentralen Worte im Werk von Cosima von Bonin. Es formuliert einen Einspruch gegen das auf Effizienz ausgerichtete Arbeitsethos im Kapitalismus. Wenn Cosima von Bonin einen ermatteten schwarzen Stoffhasen auf ein sich drehendes Rondell mit Sonnenschirm und poppig-bunten Knochen platziert, dann formuliert sie einen Einspruch gegen Verfügbarkeit und Verwertung. Ihre Kuscheltiere sind die Oblomows oder Bartleby's der Gegenwart, die unter (Selbst-)Beobachtung stehen. Das Refugium des Hasen ist umstellt von Spiegeln, ein übereinander gestapelter Haufen Meerestiere wird von Scheinwerfern und Kameras ‚beaugt‘. Oder pflegen

vielleicht all die Plüschkrebse, -muscheln, -hasen und -küken nur ihr von Kapitalismus und menschlicher Dauerzuwendung „erschöpftes Selbst“?

Die Kölner Schau trumpft gegenüber den Vorgängerstationen auf und zeigt zahlreiche bisher nicht zu sehende Werke aus Privatbesitz. Als Resultat umfasst die Ausstellung fast 70 Exponate und macht einfach Spaß. Konzeptkunst ist in der Regel humorlos, überzeugt hier aber durch das Spektrum der Verweise auf Comic, Mode und Kunstgeschichte. Die Leinwände der Stoffbilder sind aus teuren Stoffen oder Geschirrtüchern zusammengenäht und zeigen vierfingrige Mickey-Mouse-Hände. Der *Soft Fence* besteht aus Schaumstoffpfählen und -balken, die mit Laura-Ashley-Stoff überzogen sind.

Das Spiel mit dem weiblichen Stereotyp weicher Materialien gehört in den Kosmos der 1962 geborenen Künstlerin genauso wie das theatral-performative Moment. In Köln werden die Skulpturen und Installationen in Käfigen oder auf sechs bis zu fast sechs Meter hohen Tischen ausgestellt, sodass man die Objekte nur von einer Galerie aus betrachten kann.

Verstärkt wird der Bühneneffekt, weil Bonin Künstlerfreunde eingeladen hat, an der Ausstellung mitzuwirken. Unter Klangduchen lauscht man den Elektrosounds des Musikers Moritz von Oswald, Frances Scholz' fünfteilige Verfilmung von Mark von Schlegels Sci-Fi-Erzählung *Starlite* ist zu sehen; als Bezugsgröße hat der Komiker Jacques Tati genauso einen filmischen Auftritt wie Horrorfilmer George Romero. Im Rahmenprogramm kommt noch Tocotron-Musiker Dirk von Lowtzow mit seinem Projekt *Phantom/Ghost*, auf dessen CD-Cover wiederum Kunstwerke Bonins abgebildet sind.

Ein fröhliches Familientreffen im Reich der popkulturellen Referenzsysteme, dessen Präzeptor nicht nur im Saal, sondern schon vor dem Museum wacht: Auf riesigen Schiedsrichterstühlen sitzt jeweils eine Pinocchio-Figur und dreht jedem eine lange Nase. *Hans-Christoph Zimmermann*

Cosima von Bonin's Cut! Cut! Cut! Museum Ludwig, Köln. Bis 15. Mai 2012

Bühne „Hate Radio“ im HAU, Berlin



FOTO: DANIEL SEIFFERT

## Genozid als Radioprogramm

Der schweizerische Journalist und Autor Milo Rau und das International Institute of Political Murder zeigten am vergangenen Wochenende am Berliner HAU 2 *Hate Radio*. Es handelt sich um das Reenactment einer Sendung des ruandischen Völkermordradios RTLM. Der äußerst populäre Sender, der damals die angesagtesten Moderatoren beschäftigte, die coolsten Rhythmen spielte und in einem schwach alphabetisierten Land große Autorität besaß, wird in der Inszenierung zum entscheidenden Propagandamedium des brutalen Genozids, der im Jahr 1994 in Ruanda innerhalb von 100 Tagen fast einer Million Angehörigen der Tutsi-Minderheit und gemäßigten Hutus das Leben kostete.

Beim Reenactment werden Fakten zusammengetragen, um mit Schauspielern möglichst genau eine historische Situation nachzuspielen. Die Zuschauer werden so zu Zeugen der propagandistischen Arbeit des detailgetreu nachgebauten Senderstudios. Die drei Moderatoren, Kantano Habimana, Valérie Bemeriki und der Italo-Belgier Georges Ruggio, gespielt von Überlebenden des Genozids, mischen Nachrichten aus dem In- und Ausland mit Kommentaren zu den Aktivitäten der UN vor Ort und einem infamen Geschichtsquiz. In Wellen steigert sich der lässige Plauderton in euphorische Hassreden.

Besonders aufschlussreich ist die Selbstverortung der Ideologen im internationa-

Edens Vergnügungsgeschäft im Land der Täter erklärt sich folglich in gewisser Weise als Flucht in die versöhnte Zeit vor der Barbarei. Eigentlich wollte er über Paris nach Amerika, aber dann stand in der Zeitung, dass Berlin-Rückkehrer 6.000 DM erhalten, und weil Eden nicht emotional aufs Gewesene reagiert, sondern rational mit der Gegenwart umgeht, kommt er zurück. Wird Barmann, Clubbesitzer, Rolf Eden.

Das Verdienst von Dörflers Film besteht darin, Rolf Eden etwas von seinem Glanz und damit seiner Würde zurückzugeben. Den Protagonisten filmt er vor schickem Weiß (Kamera: Dörfler), Berlin leuchtet wie eine wilde Großstadt, die Musik macht gut gelaunt auf Big-Band-Pop, und Tel Aviv sieht von oben weltläufig gut aus. Das heißt nicht, dass *The Big Eden* den realen Eden überhöhte – der Film beschreibt nur die Struktur, die Eden sich geschaffen hat. Zu seiner Rolle gehört auch, den „Doofen“ zu geben, wenn das Fernsehen einen brauche, wie er angesichts einer *Maischberger*-Sendung erklärt. Was mehr über das Fernsehen sagt als über Rolf Eden.

Die familiären Beziehungen verwaltet der Geschäftsmann wie ein Unternehmen. Wenn eine Frau ein Kind von ihm bekommt, rutscht sie, nach dem Vaterschaftstest, vom Valentinstags- in den Muttertagsverteiler; Blumen und Aufmerksamkeit gibt es weiterhin. Nur das mit den Gefühlen fällt schwerer: Ein Sohn meint, er frage seinen Vater lieber nicht, was der von ihm halte, aus Angst, von den superlativen Phrasen enttäuscht zu werden.

Die Pointe von Edens Leben beschert die Biologie. Brigitte, die aktuelle Freundin, ist die erste, die bei ihm wohnen darf wegen Edens Krankheit – und Brigitte klingt in *The Big Eden* nicht so, als ob sie nach endgültiger Genesung diesen Zustand wieder rückgängig machen lassen wollte. So könnte, am Ende, doch noch Realität einziehen in ein Leben, das, wie Dörfler es zeigt, so lächerlich nicht ist. *Matthias Dell*

len Machtgefüge, also die Sicht der Hutu auf die lästigen UN-Beobachter, der Beifall für Frankreich, weil es dem Waffenembargo gegen Ruanda nicht zustimmen wollte. Dazwischen wird flotte Musik gespielt, man raucht und fläzt sich lässig, aber latent aggressiv in den Sesseln.

Was eins zu eins gezeigt, ja, was geradezu zelebriert wird, ist die Banalität des Bösen, seine Oberfläche. Dramaturgisch eingeraht wird diese Situation bei *Hate Radio* von großformatigen Videoaufnahmen, in denen die Opfer heute zu Wort kommen. Zwei Überlebende berichten von unfassbar brutalen Massakern und den Umständen der eigenen Rettung, ein Ermittler befragt den Moderator Georges Ruggio zu seinem Werdegang. Die beiden Ebenen ermöglichen eine doppelte Perspektive auf die Ereignisse, die allerdings statisch in der Empörung verharrt.

Mit der Konzentration auf die isolierte Situation des Senders bleibt *Hate Radio* hinter der deutlich brisanteren Produktion *Ruanda Revisited* von Hans-Werner Kroesinger zurück, die im Jahr 2009 ebenfalls am HAU gezeigt wurde. Kroesinger befragte in seinem Projekt die Umstände des Genozids in Ruanda auf die Mitschuld der westlichen Welt, indem er das Publikum damit konfrontierte, wie in den Gremien der Vereinten Nationen gegenüber der Weltöffentlichkeit taktiert wurde. Er wies auf die obszöne Vermischung von wirtschaftlichen und politischen Interessen in der Region hin und auf das entscheidende Detail – dass die Unterscheidung zwischen Hutu und Tutsi, die während des Völkermordes über Leben und Tod entschied, von den belgischen Kolonialherren eingeführt worden war.

Milo Rau und sein Team setzen einen anderen Akzent, wenn sie sich nur auf die Situation in Ruanda konzentrieren und der Frage nachgehen, wie Genozide eigentlich gemacht werden. Die Qualität der Arbeit liegt darin, dass sie durch die ausgiebige Recherche zur Vergangenheitsbewältigung im Land beitragen kann. *Anna Opel*

*Hate Radio* wird demnächst in Zürich (am 25., 27.-29. Januar) und in Luzern (2. und 3. Februar) gezeigt



FOTO: ZERO PRODUCTION

Das Kino nimmt sich Zeit: Szene aus „The last Days of the City“, einem noch nicht abgeschlossenen Film von Tamer El Said

# Du musst das filmen!

**Schauplatz** Wo bleiben die Bilder der Revolution? Über den Kinoh Herbst, der auf den Arabischen Frühling folgte

■ Tobias Hering

Vor einem Jahr wurde die Selbstverbrennung eines Mannes zum Auslöser landesweiter Revolten in Tunesien. Ein Herrscher musste gehen, dann ein weiterer. Nachbarländer rissen sich gegenseitig mit. Der „Arabische Frühling“ gab dem ausgehenden Jahr die spektakulärsten Bilder. Er ließ eine Hoffnung aufkommen und brachte das Campieren als globale Protestform ins Spiel. Wo waren all die Menschen so plötzlich hergekommen, woher hatten sie gewusst, dass der Moment gekommen war? Facebook und Twitter, Handys und Laptops sollen eine wichtige Rolle gespielt haben. Viele meinten, in den Zeltbewohnern der großen Plätze die „Netznomaden“ der Feuilletons wiederzuerkennen, und sahen daher in den arabischen Revolutionen die politische Reifeprüfung der neuen sozialen Netzwerke.

Wo aber war bei alledem das Kino? Während der 18 Tage im Januar hatten die Kinos in Kairo geschlossen, weil niemand kam. Was wäre auch abwegiger, als während einer Revolution ins Kino zu gehen? Als der ägyptische Filmemacher Tamer El Said kürzlich bei einer Veranstaltung im Berliner Hebbel am Ufer nach seiner Rolle während der Revolution gefragt wurde, sprach er von einer Lähmung, die ihn auf dem Tahrir-Platz erfasst habe: „Ich wusste nicht, was ich dort hätte filmen sollen.“ Bis dato sei es in Ägypten höchst riskant gewesen, im öffentlichen Raum zu drehen. Ohne Genehmigung habe man sich strafbar gemacht, und Genehmigungen seien kaum zu bekommen gewesen. Als die Proteste begannen, schien es selbstverständlich zu sein, dass sie mit Handys gefilmt wurden und im Internet beinahe live mitzuverfolgen waren.

War diese plötzliche Freiheit nicht die Kehrseite der Willkür, mit der das Regime zuvor die Verbote aufgerichtet hatte? „Ich hatte plötzlich die Wahl, die Vögel am Himmel zu filmen oder prügeln Polizisten.“ Zwischen einem symbolischen Bild für die neue Freiheit und einem für die alte Repression entschied sich El Said dafür, kein Bild

zu machen. Für ihn war auch das eine Art, mit der neuen Freiheit umzugehen, denn diese habe sich ihm als ein plötzliches „Müssen“ dargestellt: „Du musst das filmen!“ Das zuvor geltende Verbot zu filmen schien sich in ein Gebot zu filmen verwandelt zu haben. Von wem aber ging dieses Gebot aus?

Hatte sich hierzulande nicht ein Warten eingestellt auf die ersten filmischen Früchte des Arabischen Frühlings? Gab es nach der Kakophonie der Live-Bilder, Schnipsel und widersprüchlichen Nachrichten nicht ein gewisses Bedürfnis nach zusammenhängenden Geschichten, womöglich nach Kongruenz, und damit nach Kino? Tatsächlich folgten auf den Arabischen Frühling ein Kinoh Herbst voller Schwerpunktprogramme zu den arabischen Ländern, Symposien, Konferenzen und Festivals, auf denen die ersten post-revolutionären Filme aus Ägypten und Tunesien zu sehen waren.

## Die Unfreiheit der Informantin macht das Bild zu einer knappen Ressource

Und nicht nur solche. Auch Filme, die von der Zeit „kurz davor“ erzählen, sowie Hommagen und Retrospektiven, die bisher versäumte Filmgeschichte nachholten. Das arabische Filmfestival Alfilm in Berlin fand zum dritten Mal statt und hatte Zulauf wie nie zuvor. Während es im letzten Jahr darum gegangen sei, arabischen Filmen überhaupt ein Publikum zu verschaffen, so die Organisatoren, habe man dieses Jahr erstmals auf einige Filme verzichtet, weil sie bereits zu oft gezeigt worden waren. Der „arabische Kinoh Herbst“ hatte uns einiges zu erzählen – über den Arabischen Frühling und über die Zeitmaschine Kino.

Bei ägyptischen oder tunesischen Filmen achtet man nun auf das Produktionsjahr: Sind sie vor oder nach der Revolution entstanden? Solches Hinsehen glaubt an die Kadenz, die vom Ereignis gesetzt wird. Tamer El Said glaubt daran nicht. Auf der Veranstaltung im HAU stellte er seinen Film *In the last Days of the City* vor, an dem er seit 2006 arbeitet. In einer Mischung aus doku-

mentarischen Aufnahmen und Spielszenen erzählt er vom schleichenden Niedergang der Metropolen Kairo, Beirut und Bagdad. Bezeichnenderweise bleibt *In the last Days of the City* auch nach der Revolution ein *work in progress* und wurde in Berlin nur in Ausschnitten gezeigt. Auf die Frage, ob er nun den begonnenen Film nicht über den Haufen werfen müsse, sagte El Said: „Wir leben heute in Ägypten nicht in einem anderen System als vor der Revolution.“

Vor ein paar Wochen mag dieser Satz noch provokativ geklungen haben, mittlerweile ist klarer, was er meinte. *In the last Days of the City* handele „von dem Zwiespalt, dass unsere Städte uns ablehnen und wir sie dennoch lieben.“ Damit ist offenkundig mehr gemeint als die Verweigerung von Drehgenehmigungen. Das im Filmtitel anklingende Ende dieser Entfremdung stehe für ihn auch nach den 18 Tagen im Januar noch aus. Wenn *In the last Days of the City* fertig sei, sagt El Said, werde es darin keine Bilder der Revolution geben.

## Fragmente des Außen

Dass die Revolution noch nicht zu Ende sei, sagt auch Amal Ramsis. Ramsis' Dokumentation *Forbidden* gehörte zu den meistgezeigten Filmen des arabischen Kinoh Herbstes. Vor allem Frauen erzählen darin von den unzähligen Verboten, von Tabus und Selbstzensur, die das Leben in Ägypten dominieren. Dominieren oder dominierten? Kaum ein Film war näher dran an der Schwelle der Januar-Ereignisse. Der letzte Arbeitstag im Schneiderraum fiel auf den ersten Tag der Revolution. Die Ereignisse auf dem Tahrir-Platz haben es gerade noch in den Abspann des Films geschafft. Was läge näher, als diesen nun als Abgesang auf das Regime zu sehen?

Eines der Gespräche in Ramsis' Film findet an einem offenen Fenster statt, eine zugezogene Gardine verhindert Blicke von und nach draußen. Es entsteht eine Vagheit des Ortes, die etwas mit Spurenverwischen und Klandestinität zu tun hat. Man findet sie in vielen Filmen, die man in diesen Wochen zu sehen bekam, und man meint, daran diejenigen Filme zu erkennen, die „vorher“ entstanden sind. Durch die arabischen Revolutionen wurden auch fundamentale Freiheitsforderungen aufgefrischt; reden, lieben, draußen sein.

In der beschriebenen Szene erzählt eine Frau, dass man sich in Ägypten täglich strafbar mache, weil die selbstverständlichsten Verrichtungen mit Verboten belegt

seien. Sie lächelt: Es ist grotesk. Ab und zu gelangen Straßengeräusche durch das offene Fenster auf die Tonspur und gelegentlich bauscht der Wind die Gardine und man erkennt Fragmente des Außen.

Womöglich unbeabsichtigte Details, die jedoch vor dem Hintergrund der Gespräche im Nachhinein zu Metaphern werden. Etwas – eine Öffnung, eine Störung – wird hier in flüchtiger Frequenz bereits sichtbar, während die Interviewsituation noch der Logik der Verbote, der Trennung zwischen

privatem und öffentlichem Raum zu gehorchen scheint. Vor solchen Bildern sitzt man im Kino nicht an einem neutralen Ort. Der gefährdete Informant, die anonyme Aussage, die exklusive, weil riskante Redesituation gehören zum Vokabular des politischen Dokumentarfilms. Sie garantieren eine dramaturgische Struktur und sie machen den Wert des Gesehenen aus. Die Unfreiheit der Informantin macht das Bild zu einer knappen Ressource, für die es sich lohnt, ins Kino zu gehen.

## Das Ungeheuer Publikum

Diese Ökonomie kritisch zu befragen, heißt nicht, die Repressalien infrage zu stellen, denen die Informanten ausgeliefert sind. Das Verhältnis zwischen der Informantin und dem Betrachter wird nicht einfacher, wenn man bedenkt, dass die derzeit allfällige Präsenz von Filmen aus Ägypten und Tunesien und das Publikum, das sie anziehen, oft in krassem Gegensatz stehen zu den Vertriebs- und Rezeptionsbedingungen in den jeweiligen Filmländern. Eine einzige Aufführung ihres Films habe der Militärrat in Kairo erlaubt, sagt Amal Ramsis, und zwar im Kinosaal des Kulturministeriums – nach der Revolution. Es stellt sich die Frage, in welchem Sinne das, was wir sehen, für unsere Augen bestimmt ist. Noch tiefer blicken lässt Ramsis' Hinweis, dass sie, um im öffentlichen Raum drehen zu können, sich als Touristin tarnen musste, denn nur Touristen dürfen in Ägypten an öffentlichen Orten filmen. Zugespißt hieße das, dass die Bilder, die wir uns hier ansehen, erst möglich geworden sind, nachdem diejenige, die sie gemacht hat, sich als eine von uns ausgegeben hatte.

Im Herbst Kino-Bilder des Arabischen Frühlings anzuschauen, ist nicht mehr das unvorhergesehene Ereignis, als das man die Revolutionen auf Al-Jazeera und Twitter verfolgt hat. Unabhängig davon, wie überraschend das Ereignis selbst auftritt – seine spätere Einholung im Kino kann als sicher gelten. Auch davon sprach Tamer El Said, als er von dem „Müssen“ sprach, das vom historischen Moment auf dem Tahrir-Platz ausging. Das Publikum erscheine ihm manchmal als ein „Ungeheuer“, an das man besser nicht denkt, wenn man einen Film dreht. Das Publikum als der Fremde, der seinen Teil am Ereignis einfordert. Man gewährt ihm diesen Teil und er läuft damit auf und davon. „Hier gratuliert man mir zur Demokratie“, sagte Tamer El Said im Herbst in Berlin, „und dort werden meine Freunde verhaftet.“

Tobias Hering ist freier Filmkurator und Journalist

ANZEIGE

»Die Haie werden uns fressen«, sagt Ara Güler, der fotografische Chronist Istanbul über die Zukunft seiner Heimatstadt.



freitag.de  
Buch der Woche

Mit Originalbeiträgen u.a. von  
Tilman Spreckelsen, Karl-Markus Gauß,  
Esmahan Aykol, Özlem Topçu, Pinar Selek,  
Bedri Baykam, Janet Riedel, Cornelia Tomerius,  
Ulli Kulke, Mario Rispo, Daniel Steinorth,  
Jesco Denzel, Perihan Magden, Joachim Sartorius  
und dem Bilderbogen von Ara Güler

corsofolio 7: Istanbul,  
»sterbende Schöne« zwischen Orient und Okzident?  
ISBN 978-3-86260-021-2 € 26,95 | € (A) 27,80 | 3Fr. 40,90

Gastgeber: WILHELM GENAZINO

Außerdem erschienen:



168 Seiten, durchgängig vierfarbig und Duotone auf zwei Papieren, 22 x 30 cm, Hardcover, Fadenheftung.



CORSO

Willkommen woanders.

Mehr zu unserem Programm finden Sie unter [www.corso-willkommen.de](http://www.corso-willkommen.de)

# Die Übermacht der fossilen Industrie

**Ökologie** Warum ein klimaverträglicher, grüner Kapitalismus nicht abzusehen ist, erklärt ein neues Buch von Jonas Rest. Doch die Kritiker tun sich schwer mit Alternativen

■ Felix Werdermann

Durch besonders sportliche Aussagen ist Bundesumweltminister Norbert Röttgen (CDU) bislang nicht aufgefallen. Nun aber trifft sich die Weltklimadiplomatie zum Gipfel im südafrikanischen Durban und Röttgen erklärt, dass der Klimaschutzprozess „ein Marathonlauf“ sei, „bei dem jeder Schritt der Mühe wert ist. Auch Durban wird uns hoffentlich ein Stück voranbringen.“ Die Metapher passt zu der weit verbreiteten Vorstellung von internationaler Klimapolitik: Eine Einigung auf Ebene der Vereinten Nationen ist schwierig, aber irgendwann wird es schon klappen.

Was aber, wenn die ganze Richtung nicht stimmt? Wenn all die Klimaretter im Kreis laufen? Wenn die Strukturen es nicht zulassen, zum Ziel zu gelangen? Oder wenn absehbar ist, dass man erst ankommt, wenn es zu spät ist?

Greenpeace hat vor wenigen Tagen eine Studie veröffentlicht, deren Titel sich problemlos ins Bild vom Marathonlauf fügt: *Wer hält uns auf? Wie die CO<sub>2</sub>-intensive Industrie eine wirkungsvolle Klimagesetzgebung verhindert*. Es geht um den Einfluss der wohl mächtigsten Lobby, die auch in Durban gut vertreten ist. Überraschend sind deren Beeinflussungsversuche natürlich nicht. Warum aber können sich die Öko-Unternehmen, die von einem konsequenten Klimaschutz profitieren würden, nicht gegen die fossile Lobby durchsetzen? Und warum sind die großen Stromkonzerne noch immer so zögerlich bei der eigenen Umstellung auf erneuerbare Energien? Wird sich das irgendwann ändern?

Antworten findet man in dem Buch *Grüner Kapitalismus?* Es ist ein düsteres Szenario, das der Politikwissenschaftler und Journalist Jonas Rest da zeichnet. Dem Kapitalismus werde es nicht gelingen, sich zu begrünen, lautet seine zentrale These. Nicht, weil ein solcher grüner Kapitalismus

generell nicht vorstellbar wäre, sondern weil seiner Verwirklichung gewichtige Interessen entgegen stehen, deren Abschaffung nicht abzusehen ist. Was sich zunächst nach einer im Marxismus verankerten theoretischen Abhandlung anhört, ist bei näherer Betrachtung eine handfeste Beschreibung der gegenwärtigen Situation – mit einer klaren Argumentation und einer starken Orientierung an empirischen Fakten.

## Kräfteverhältnisse

Man nehme die konventionellen Energieunternehmen, deren Wettbewerbsfähigkeit durch die Transformation „tendenziell bedroht“ bedroht werde. Sie können hinterher Marktführer sein, vielleicht aber auch nicht. Die „technologische Pfadabhängigkeit“ spricht sogar eher dagegen. Erneuerbare Technologien brauchen nicht unbedingt das Wissen der Erdöl-Konzerne; so hat die Elektronikbranche für die Fertigung von Solarmodulen bessere Ausgangs-



Aktivitäten am Rande der UN-Klimakonferenz in Durban

FOTO: ALEXANDER JOE/AFP/GETTY IMAGES

bedingungen. Hinzu kommt die geringe Innovationsfreude im konventionellen Stromsektor. Weil jahrelang Strom gleich Strom war und eine „Produktdifferenzierung“ unmöglich, geben die fossilen Stromunternehmen seit jeher deutlich weniger Geld für Forschung und Entwicklung aus als die Erneuerbaren-Branche.

Dass die Öko-Unternehmen keine Chance gegen die geballte Macht der fossilen Industrie haben, liegt auch an einem hausgemachten Problem. Zahlreiche kleine Unternehmen müssen sich organisieren, um die polit-ökonomische Macht zu bündeln. Aber von Klimaschutz profitieren ganz unterschiedliche Firmen – von Windrad-Herstellern bis zu Handwerksbetrieben, die Gebäude sanieren. Allein die zahlreichen Versuche, die „grüne Wirtschaft“ zu definieren, zeigen die Schwierigkeiten, die Interessen unter einen Hut zu bekommen.

Auch Versicherungswirtschaft und Finanzbranche mischen mittlerweile in der Klimapolitik mit, seitdem Extremwetterereignisse immer größere Schäden verursachen und der Handel mit Emissionszertifikaten ein attraktiver Markt geworden ist. Allerdings engagieren sich die Versicherungen nicht für einen effektiven Klimaschutz, sondern kalkulieren einfach anders und verfolgen eine „Strategie der Anpassung und des Risiko-Managements“, wie Rest schreibt. Und die Finanzwirtschaft kann zwar Unternehmen nach ihrem CO<sub>2</sub>-Ausstoß bewerten, ausschlaggebend ist dieses Kriterium aber nicht.

Auf Staatenebene spiegeln sich die Kräfteverhältnisse der Industrien. Wie Rest am Beispiel der Klimapolitiken der größten CO<sub>2</sub>-Verursacher China, USA und EU zeigt, fördern zwar alle Staaten den Ausbau erneuerbarer Energien. Ein Ende der Subventionen für die fossile Wirtschaft bedeutet das allerdings nicht. Auch das ein weit verbreiteter Irrglaube in der Klimapolitik: dass die Entwicklung der regenerativen Energien automatisch zu einem kohlendioxidarmen Wirtschaften führe. In Wirklichkeit ist der Ausbau von Sonne, Wind und Wasser immer auch ein Schritt zur „Diversifizierung der Energieversorgung“ und damit zur Versorgungssicherheit. Man ist nicht mehr so stark auf dem Import fossiler Energieträger angewiesen.

## Absurde Doppelförderung

Dieser Wunsch nach einem breiteren Energiemix führt gleichzeitig dazu, dass Kohle wieder an Bedeutung gewinnt, dass auf die CCS-Technologie für Kohlekraftwerke gesetzt wird oder dass in Kanada und anderswo die extrem klimaschädlichen Teersandvorkommen ausgebeutet werden. In der Auflistung des Buches fehlen die Bestrebungen, durch die umstrittene Fracking-Methode unkonventionelles Erdgas zu fördern. Kurz: Fossile Energieträger sollen klimaschutztechnisch optimiert, auf jeden Fall aber beibehalten werden.

Auf die Spitze getrieben wird die Absurdität der staatlichen Doppelförderung durch den europäischen Emissionshandel, der als das Klimaschutzinstrument schlechthin gilt, faktisch aber der fossilen Industrie Milliardengewinne zuschustert. Weil die Stromkonzerne den Großteil ihrer Zertifikate kostenlos erhalten, die fiktiven Kosten aber trotzdem an ihre Kunden weiterreichen, können sie *windfall profits* erzielen. Die vier deutschen Stromriesen könnten zwischen 2008 und 2012 insgesamt 18,4 Milliarden Euro einstreichen, schätzen WestLB und das Potsdam-Institut für Klimafolgenforschung.

Gibt es doch noch Hoffnung? Bedingung einer echten Wende wäre die Entmachtung der Energiekonzerne, meint Rest, und das könne bloß einer starken Protestbewegung gelingen. Die in Kopenhagen 2009 erstmals in Erscheinung getretene Klimabewegung könnte ein „zaghafter Beginn“ sein, der jedoch „nicht annähernd“ ausreiche.

Damals hatten auch verstärkt antikapitalistische Gruppen zu Protesten gegen den Gipfel in der dänischen Hauptstadt aufgerufen. Im Konferenzgebäude selber präsentierten sich die sozialistischen Staatsführer von Bolivien und Venezuela als Weltretter. Sie redeten viel von Kapitalismus und Sozialismus, aber die Alternativen zur herrschenden Klimapolitik blieben vage.

## Für eine ökosozialistische Energiepolitik gibt es kein Vorbild

Warum tun sich Ökosozialisten so schwer, Lösungsvorschläge zu entwickeln? Erstens sind die meisten Zukunftsszenarien von großer Unklarheit geprägt – und zwar nicht nur wegen der Unsicherheiten, die sich aus einer Prognose zwangsläufig ergeben. Politisch Verbündete können sich zwar leicht auf die Ablehnung einer bestimmten Politik einigen, bei den Alternativen beginnen dann aber die Differenzen.

Zweitens könnte der Umbau zu einer klimaverträglichen Gesellschaft möglicherweise mit Einschränkungen in der persönlichen Lebensqualität verbunden sein. Das verträgt sich nicht besonders gut mit sozialistischem Fortschrittsglauben.

Drittens gibt es kein Vorbild für eine ökosozialistische Energiepolitik. Die Sowjetunion war nicht gerade für umweltschonende Energieerzeugung bekannt. Und wozu staatliches Eingreifen führen kann, lässt sich wunderbar in Frankreich beobachten; der staatliche Stromerzeuger EDF produziert fast ausschließlich Atomstrom.

Eine Lektion lässt sich daraus lernen: Dezentrale Strukturen sind flexibler, es gäbe keine Großkonzerne mit Großkraftwerken, die in der Lage wären, demokratisch erwünschte Entwicklungen zu blockieren. Kleine Betriebe können nämlich besser demokratisch kontrolliert werden – sei es über staatliche Regulierung oder über gewerkschaftliche Modelle.

Eine erneuerbare Energieversorgung kann zwar auch mit Wüstenstrom und Offshore-Windparks zentral organisiert werden. Aber der Trend geht zur Dezentralität – alleine, weil nicht nur an einem Ort der Wind weht und die Sonne scheint. Und so verhilft die Natur dem Sozialismus vielleicht doch noch irgendwann zum Sieg.

**Grüner Kapitalismus? Klimawandel, globale Staatenkonkurrenz und die Verhinderung der Energiewende**  
Jonas Rest Wiesbaden 2011, VS, 252 S., 29,95 €

Felix Werdermann bloggt auch auf [felixwerdermann.de](http://felixwerdermann.de)

## SPIEGEL GESCHICHTE



Jetzt im Handel.

**PONTIUS PILATUS** Der Mann, der Jesus in den Tod schickte  
**BESTSELLERAUTOREN** Die Erfinder des Neuen Testaments  
**ARCHÄOLOGIE DER BIBEL** Das Jesusboot vom See Genesareth

[www.spiegel-geschichte.de](http://www.spiegel-geschichte.de)



Ein verspielter, roher, skizzenhafter Strich ist das Kennzeichen der „Nouvelle Bande Dessinée“

# Occupy Melville

**Moby Dick** war eben doch nicht bloß ein weißer Wal: Über die unerwartete Nachhaltigkeit eines Klassikers

■ Sebastian Dörfler

Als die Berliner Volksbühne jüngst eine Moby-Dick-Nacht veranstaltete, interessierte das kein Schwein. Dabei war viel geboten: Es gab einen Vorlesemarathon, im Hintergrund lief die Film-Adaption von John Houston, im Foyer und in den Gängen des Theaters vermischten sich Gelehrten-Kommentare und Interpretationen mit E-Gitarren. Sie war ein lauter, aber auch ein liebloser und leerer Walfänger, diese Volksbühne. Als könne zum 160. Geburtstag des Romans keiner mehr was mit *Moby Dick* anfangen.

„Es ist nur ein Wal“, sagt auch Kapitän Ahab aka William Hurt in der Neu-Verfilmung, die RTL kürzlich ausstrahlte. Alles, was hier vom metaphysisch aufgeladenen Schinken bleibt, ist das Abenteuer eines naiv-glitzenden Jünglings namens Ismael. Wobei – wen interessieren auch Hunderte von Seiten über Schiffsknoten und Walfanggeschichte? Wer wollte das lesen oder gar anschauen?

Man fragt sich, was Melville zu unserer Zeit beizusteuern hätte. Im Grunde schrieb er die immer gleiche Geschichte: Ein Jüngling fährt zur See, gefangen auf dem Schiff wird alles irgendwie zur Qual. Oder: Das Subjekt in der Gesellschaft. Und immer geht es um die Frage: Was tun, Jüngling? Weil auf Seeabenteuer schon damals niemand mehr Lust hatte, verlegte Melville die Erzählung vom gefangenen Subjekt aufs Land: Zwei Jahre nach *Moby Dick* schuf er in der Novelle *Bartleby, der Schreiber – Eine Geschichte aus der Wall Street* einen Urahn der Occupy-Bewegung.

Bartleby ist als Kopist in einer Kanzlei beschäftigt. Nach kurzer Zeit hat er keine Lust mehr zu arbeiten. Formelhaft wiederholt er sein Mantra: „Ich möchte lieber nicht“, auch wenn er gefragt wird, was er stattdessen tun möchte.

## Analyse des Beherrschtseins

Von Gilles Deleuze bis zum Tiqqun-Kollektiv, überall musste der arme Kerl schon als Symbol für das aufbegehrende Subjekt herhalten, das die Alternativlosigkeit des Kapitalismus derart verinnerlicht hat, dass es nicht mehr weiß, was es denn tun könnte. Es bleibt nur die Geste der Verweigerung.

Bartlebys Nachfahren wurden mittlerweile aus dem Zuccotti Park geschafft, er selbst verhungerte im Gefängnis. Moralisch ist nur der, der den Mund nicht aufmacht. Als bald verstummte auch Melville und fand erst 30 Jahre später seine Sprache wieder: In *Billy Budd* sind die Seeleute zwangseinberufen. Billy, ein Findelkind, stottert und kann sich nicht verteidigen, als ihn der bössartige Polizeichef beschuldigt, eine Meuterei angezettelt zu haben. Billy schlägt ihn daher mit einem Fausthieb tot. „Hätte ich reden können, so hätte ich nicht zugeschlagen“, sagt er, ehe er gehängt wird. Melvilles Fazit: Zuschlagen und hingerichtet werden. Oder „Lieber nicht“ sagen und verhungern.

Lieber wieder zurück zu *Moby Dick*: Es gibt eben nichts Wichtigeres als die Kapitel über Walfang und Schiffstechnik! Ismael studiert alle Gerätschaften, ackert sich durch die Geschichte des Metiers. Er analysiert, was ihn beherrscht, entwickelt eine Haltung aus naiver Empirie und angelesenem Wissen heraus, versucht das Geschehen und den weißen Wal sprachlich zu fassen. Man könnte das immanente Kritik nennen.

Was Ismael am Schluss das Leben rettet, ist der pure Zufall: Der eigens gezimmerte Sarg steigt aus dem Strudel der sinkenden Pequod empor und wird zur Rettungsboje für Ismael. Die liebe Kontingenz, Grundausstattung jedes noch so totalen Schiffs.

Sebastian Dörfler ist freier Autor, Schwerpunkt Politik, und bloggt auf [lieberrichts.de](http://lieberrichts.de)

# Ein Platz im Leben

**Graphic Novel** In Manu Larcenets „Der alltägliche Kampf“ ringt die junge Generation mit ihren Ängsten und Selbstzweifeln

■ Steffen Vogel

Seit Jahren gehört er zu den produktivsten unter den jungen Comiczeichnern in Frankreich. Der ehemalige Punkrocker Manu Larcenet beherrscht die schrille Parodie so gut wie die leise Erzählung oder den respektlosen Kindercomic. Nun liegt eine seiner stärksten Arbeiten erstmals in einer deutschen Gesamtausgabe vor. *Der alltägliche Kampf* ist nicht nur ein tragikomischer Entwicklungsroman. Mehr noch liefert die ursprünglich vierbändige Serie beinahe nebenbei das Porträt einer verunsicherten Generation.

Der Comic begleitet seinen Protagonisten Marco Louis durch fünf prägende Jahre und endet im Frühsommer 2007 kurz nach dem Wahlsieg Sarkozys. Am Anfang stehen einschneidende Veränderungen: Der Mittzwanziger, der sich wegen Angststörungen seit Jahren psychotherapeutisch behandeln lässt, durchlebt eine berufliche Sinnkrise und provoziert so, dass ihn die Agentur, für die er erfolgreich als Kriegsphotograf gearbeitet hat, entlässt. Während eines seiner seltenen Familienbesuche muss er feststellen, dass es seinem kranken Vater schlechter geht, als er angenommen hatte. Sein Verhältnis zu dem pensionierten bretonischen Werftarbeiter ist kompliziert; Vater und Sohn sind gleichermaßen in sich gekehrt, entlässt. Während eines seiner seltenen Familienbesuche muss er feststellen, dass es seinem kranken Vater schlechter geht, als er angenommen hatte. Sein Verhältnis zu dem pensionierten bretonischen Werftarbeiter ist kompliziert; Vater und Sohn sind gleichermaßen in sich gekehrt, entlässt.

Problemüberladen, trist oder sentimental wirkt *Der alltägliche Kampf* aber auf keiner Seite, und darin zeigt sich das erzählerische Können Larcenets. Viele seiner Dialoge veratzen eine Vorliebe für absurden Humor. Zudem gewährt er seinem Protagonisten ruhige, zufriedene Momente oder lässt ihn spätpubertär blödeln; Marco und sein Bruder begehen jedes Wiedersehen mit kindlich ausgelassenen Späßen, einer Runde Playstation und „fetten Tüten“.

Grafisch kleidet Larcenet solche Szenen in einen schnellen, karikaturhaften Strich,

während er Marcos wiederkehrende Innenschau mit menschenleeren, beinahe fotorealistischen Landschaften in Sepia oder mit Porträtaufnahmen unterlegt. Obwohl Larcenets Zeichnungen oft beiläufig wirken, stecken sie voller Details. Das ist vor allem an den Bildhintergründen erkennbar und gilt für Marcos Ikeamöbel und die alte Kücheneinrichtung seiner Eltern ebenso wie für die Werfthallen, in denen Louis Senior sein Arbeitsleben verbrachte.

## Skizzenhaft und verspielt

Es sind diese Beiläufigkeit der Grafik, der subjektive Zugang und der oft schwarze Humor, die Larcenet mit anderen Comic-Künstlern seiner Generation verbinden. Längst spricht man in Frankreich von einer „Nouvelle Bande Dessinée“, einer neuen Generation von Zeichnern. Die Assoziation mit der filmischen Nouvelle Vague ist gewollt und durchaus treffend. Denn ähnlich wie seinerzeit die jungen Regisseure brechen heute Zeichner und Autoren wie Larcenet, Joann Sfar (*Die Katze des Rabbiners*) oder Lewis Trondheim (*Herr Hase*) mit den dominanten Darstellungsformen im anspruchsvollen Comic. Anstelle eines handwerklich sauberen Realismus setzen die Künstler einen deutlich verspielten, rohen, skizzenhaften Strich.

Dabei kommt ihnen zugute, dass sie den Comic in Frankreich weder als Massenmedium etablieren, noch seine hochkulturelle Anschlussfähigkeit herstellen müssen. Für die Popularität sorgten spätestens in den fünfziger Jahren Künstler wie Goscinny und Franquin, die Anerkennung als ernstzunehmende Kunst errang später die Generation von Bilal, Tardi und Moebius. Diese Vorgeschichte half den Jüngeren um Larcenet, Sfar und Trondheim, mit ihren alltäglichen Themen, ihrer Selbstironie und ihrem schrägen Witz vergleichsweise schnell in den Mainstream vorzustoßen. Ihrem mitunter drastischen Humor hat der Erfolg nicht geschadet, wie ein Blick auf die gemeinschaftlich betreute, wild wuchernde *Donjon*-Serie verrät, eine Fantasy-Parodie, in deren Verlauf die Köpfe nur so rollen.

Von solch lärmenden Effekten ist *Der alltägliche Kampf* allerdings weit entfernt. Im Gegenteil besticht der Comic durch die Sensibilität, mit der Larcenet die Sinn- und Glückssuche seines Protagonisten begleitet. Marco stellt sich der Herausforderung einer Beziehung und findet zwei väterliche Freunde, mit denen er den verpassten Generationendialog nachholen kann. Eine Zukunftsperspektive eröffnet ihm dann ausgerechnet der Blick zurück, als er Porträtfotos der ehemaligen Arbeitskollegen seines Vaters macht.

Mithilfe der Darstellung der bretonischen Werftarbeiter wirft Larcenet durch die Linse seines Protagonisten einen beinahe zärtlichen, aber nicht verklärenden Blick auf die sogenannten kleinen Leute. Der Autor weiß um die Härten ihrer Arbeit, zeigt aber auch den Stolz und Zusammenhalt derjenigen, die diesen Umständen ein würdiges Leben abtrotzen. Die Verachtung, die dem Arbeitermilieu heute zuweilen entgegen-

## Die Figuren sprechen Klar-text. Doch fehlt es ihnen an Gewissheiten



schlägt, quittiert Larcenet mit lakonischen Kommentaren, hinter denen die unterdrückte Wut lauert. So lässt er einen alten Werftarbeiter über den Globalisierungsdruck sagen: „Wenn den Bossen erlaubt wird, ihre Fabriken in der Dritten Welt zu bauen, muss man schon ein verdammter Heuchler sein – oder ein Sozialist –, um sich darüber zu beschweren, dass sie es auch tun.“

## Wahl und Pflicht

Politik verhandelt Larcenet eher am Rande: Nur gelegentlich fließen zeitgeschichtliche Ereignisse in die Handlung ein, etwa wenn Marcos Schwägerin Naïma den Einzug Le Pens in die Stichwahl ums Präsidentenamt 2002 kommentiert: „Die Franzosen haben solchen Schiss um ihre Häuser, dass sie vergessen, dass es unsere Eltern waren, die sie gebaut haben.“

Obwohl Larcenets Charaktere gelegentlich erfrischend Klartext reden, fehlt es ihnen doch an Gewissheiten – nicht nur politischer Natur. Die Jüngeren in dieser Geschichte sind verunsichert, insbesondere Marco und sein Bruder. Während ihre Lebensgefährtinnen beruflich wie privat Stabilität verkörpern, kämpfen sie mit prekären Arbeitsverhältnissen, Selbstzweifeln und Ängsten. Wie aus einer anderen Epoche wirken da die Eckpfeiler, die das Leben der Eltern bestimmt haben – die klaren politischen Orientierungsmarken oder der Beruf, dem man der Notwendigkeit halber nachgeht. Marco und seine Altersgenossen profitieren von einer Freiheit der Wahl, die ihnen zugleich als Pflicht zur Suche erscheint: Sie müssen ihren Platz im Leben finden. Dass dies nie einfach ist, aber gelingen kann, zeigt Manu Larcenet in seiner bewegenden grafischen Erzählung.

**Der alltägliche Kampf. Gesamtausgabe** Manu Larcenet übersetzt von Barbara Hartmann und Kai Wilksen, Reprodukt 2011, 252 S., 9,50 €

Steffen Vogel schreibt für den Freitag als Experte für Comic und politische Philosophie



Diagnose: Mensch

## Prinzip Mythos: Was ich nicht weiß, macht mich heiß!

Die Vokabel Wissensgesellschaft hat definitiv zwei hinterhältige Tücken: Zum einen spiegelt sie, was nicht ist – eine enge Verknüpfung von Wissenschaft und Gesellschaft im konzertierten Streben nach gerecht verteiltem Fortschritt. Zum anderen impliziert sie, was sehr wahrscheinlich niemals sein wird: Dass der Mensch nämlich das allermeiste schon wisse, dass er seine Entscheidungen deshalb heute auf dem festen Fundament des Wissens treffe und dass man sich im Grunde nur noch mit ein paar Feinheiten herumzuschlagen habe.

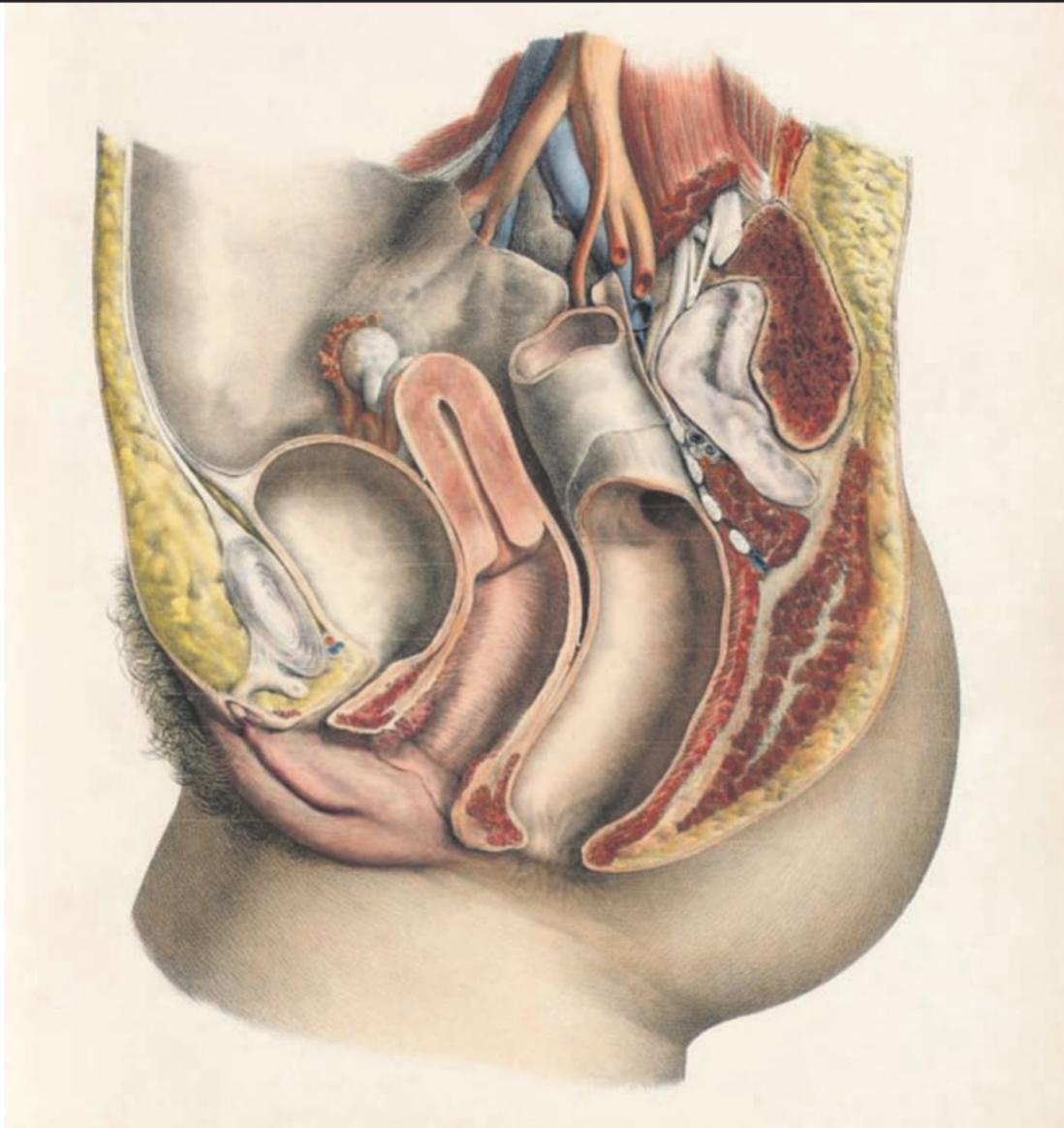
Aber mal ganz abgesehen davon, dass Feinheiten wie ein wenige Nanosekunden zu hurtig durchs Erdrreich eilendes Neutrino das komplette Wissenskartensystem der modernen Physik zu Fall zu bringen droht, dass mit Feinheiten von zwei Grad Celsius mehr oder weniger alle wissenschaftlichen Projektionen zum Klimawandel infrage gestellt werden können und dass der schmale Grat zwischen Leben und Tod je nach religiöser, politischer oder medizinischer Auffassung eine lebensrettende Organspende ermöglichen oder verhindern soll: Möglicherweise möchte der Mensch gar nicht immer wissen, sondern bisweilen nur erfahren, was er schon immer geglaubt hat?

Zum Beispiel, wenn es um Leben im All geht. Die Spuren, die für gemeinhin als lebendig bezeichnete Strukturen in den Weiten des Weltraums sprechen, sind ziemlich blass, außer ein paar potenziellen Bausteinen, genauer gesagt organischen Molekülen, hat man da bislang nichts gefunden. Und was immer die Marssonde Curiosity aus dem Staub des roten Planeten buddelt, wenn sie im kommenden August landet und nach Leben sucht – es dürfte vor allem die schwer zu beantwortende Frage aufwerfen, ob da nicht ein paar blinde Passagiere von der Erde mit an Bord der Atlasrakete gingen – vor dem Start war laut *space.com* eine unsterile Bohrspitze am Roboterarm von Curiosity angebracht und nicht mehr entkeimt worden. Wissen impossible.

Ein paar Milliarden – etwa 6 mal 10<sup>15</sup> – Kilometer weiter weg sind die Perspektiven schon wieder rosiger: Kepler 22, eine Sonne von ähnlicher Gestalt wie die hiesige, nur etwas kleiner und nicht ganz so heiß, wie man bereits weiß, wird von einem Planeten umkreist, und zwar auf einer Umlaufbahn in der sogenannten habitablen Zone. Was gemächlich klingt, aber nur den Bereich eines Sonnensystems meint, in dem möglicherweise vorhandenes Wasser auf möglicherweise vorhandenen Planeten weder gefroren noch Dampf ist, sondern flüssig, was für die Existenz von Leben, wie der Mensch es kennt und definiert, eine grundlegende Voraussetzung ist. Für besagten Planeten ist diese Voraussetzung erfüllt, und deshalb wird er von *Spiegel Online* auch schon als erwiesenermaßen bewohnbarer, „Zwilling unseres Planeten“ gefeiert. Solange niemand weiß, ob dieser Planet überhaupt einen festen Boden besitzt oder ob er vielleicht doch nur ein großes Gasmonster ist wie Erdennachbar Jupiter, so lange kann man das ja erstmal so hinschreiben und der Fantasie freien Lauf lassen. Macht Freude und ergibt sogar einen tieferen Sinn: denn ohne Fantasie keine Neugier, ohne Neugier keine Forschung, ohne Forschung auch kein Wissen.

Problematisch wird es aber, wenn solche Ideen ganz beiläufig zu etwas gerinnen, was wie Wissen erscheint, aber keines ist und trotzdem zum Fundament gesellschaftlicher Anschauungen wird. Dazu braucht es nicht einmal die Weite des Weltalls, es reicht schon die Verborgenheit des weiblichen Schoßes. Dass dessen Unberührtheit sich anatomisch in einem verletzlichen Hymen manifestiere (siehe Artikel rechts), galt jahrtausendlang als nützliche Tatsache. Leider wollte es bis heute keiner genauer wissen.

Kathrin Zinkant



Geheimnisvoller Unterleib: Der Schoß der Frau ist vielen Menschen auch heute nicht geheuer. Braucht er deshalb eine Versiegelung?

# Nichts zu reißen

Unschuld Das Jungfernhäutchen? Existierte nie – und richtet noch heute großen Schaden an

■ Susanne Donner

Rein und tugendhaft gebar die Jungfrau Maria ihren Sohn in Bethlehem. Mit ihrem Mann Josef hatte sie nie geschlafen, gewiss nicht: Nur eine Unberührte konnte Mutter von Jesus sein – und nicht zuletzt deshalb kommt der Jungfrau im Christentum wie auch in anderen Religionen und Kulturen bis heute ein besonderer Status zu.

Denn unberührt soll die Frau in die Ehe gehen. Zum Beweis zeigen manche frisch vermählten Paare nach der Hochzeitsnacht noch immer ein mit Blut beflecktes Laken, ein Dokument der anatomischen Unschulds-Entsprechung: Die Frau trägt ein biologisches Siegel, das mit dem ersten Geschlechtsverkehr unter Blut und Schmerzen gebrochen wird, als Strafe und Stigma zugleich. Im Christentum gilt das Jungfernhäutchen oder Hymen seit dem Mittelalter als Wächter der Jungfräulichkeit. Als die Marienverehrung erstarkte und das Vaterrecht sich durchsetzte, wurde es Männern wichtig, der Erste und Einzige zu sein, der mit einer Frau schläft, um nicht die Kinder eines Nebenbuhlers zu versorgen.

Doch Anatomen wissen seit Jahrhunderten, dass ein solches Siegel gar nicht existieren kann: Ein Häutchen, das die Vagina der Frau komplett abschirmt, hielte schließlich auch das Menstruationsblut zurück. Stattdessen ist das, was man als Häutchen bezeichnet, selten mehr als ein schmaler Gewebesaum, der beim ersten Sex auch fast nie reißt und oft noch nach einer Geburt aussieht wie vor dem ersten Geschlechtsverkehr. Seine Beschaffenheit jedenfalls lässt „in den meisten Fällen keine Schlüsse auf die Jungfräulichkeit zu“, stellt Gerichtsmedizinerin Anette Solveig Debertin von der Universität Hannover klar. Offenkundig hat die Evolution keinen anatomischen Jungfernanzeiger hervorgebracht. Aber wozu dann überhaupt ein Hymen?

Der Sinn der Gewebefalte liegt vermutlich darin, den Samen im Körper zu halten

und so die Befruchtung zu unterstützen. Insofern wäre es geradezu widersinnig, wenn der Saum nur einmal hielt. Nur 23 Prozent der Frauen bluten beim ersten Mal und meist auch nur schwach, berichtet die schwedische Frauenärztin Anita Jones Hagstad und stützt sich auf eine Umfrage in der eigenen Praxis. Geburtshelferin Monica Christianson von der schwedischen Universität Umea ergänzt, dass auch Männer manchmal beim ersten Sex bluten. „Das Blut, das der Frau zugeschrieben wird, wird im einen oder anderen Fall vom Partner stammen“, sagt sie. Was nicht so recht ins Bild vom starken Adam und der unversehrten Eva passen will.

## Eine hartnäckige Mär

Dass sich der Mythos bis heute hält, ist dabei nicht nur Schuld der Männer: Die Frauen selbst waren und sind in der Lage, die Mär vom leiblichen Jungfernsiegel und dem Blut auf dem Laken zu entlarven. Aber in einigen Kulturkreisen greifen Vermählte bis heute zu alten Tricks wie Tierblut, um den gesellschaftlichen Normen Rechnung zu tragen. Und auch in aufgeklärten, sexualliberalen Gesellschaften wird der Mythos von der Jungfernhaut eifrig fortgeschrieben. Im Sexualkundeunterricht, in der Wikipedia und in der Jugendzeitschrift *Bravo* – überall reißen die Häutchen.

Als Monica Christianson und Gesundheitswissenschaftlerin Carola Eriksson von der schwedischen Universität Uppsala 198 Schüler im Alter von 17 und 18 Jahren zum

**Ob Schule, Wikipedia, „Bravo“: Überall reißt noch heute das Hymen**

Jungfernhäutchen befragten, fühlten sie sich in Großmutterzeiten zurückversetzt. 87 Prozent der Mädchen und 57 Prozent der Jungen hielten es für ein empfindliches Gewebe, das während des ersten Geschlechtsverkehrs reißt. Dass weniger Jungs so falsch lagen, rührte dabei nicht vom besseren Wissen: Einige waren des weiblichen Körper derart unkundig, dass sie das vermeintliche Häutchen nicht mal zu verorten wussten. Die Mehrheit aber hielt das Hymen für Symbol und Beweis der Virginität, schreiben die Autorinnen im *Journal of Midwifery & Women's Health*. Christianson zeigt sich ernüchert: „Die Jugendlichen kennen den G-Punkt und alle erdenklichen Sexualpraktiken, nur nicht die schlichte Anatomie des weiblichen Körpers.“

An detaillierten Kenntnissen über die läppische Gewebefalte hapert es allerdings auch unter Ärzten. Mit weitreichenden Folgen. Anette Solveig Debertin untersucht täglich Hymen junger Mädchen, um Sexualdelikte aufzuklären. „Ich führe einen großen Kampf gegen permanente Fehldiagnosen“, klagt Debertin. Oft widerspricht ihr Befund dem voriger Gutachter, meist Kinder- oder Frauenärzte, die nicht auf Hymenuntersuchungen spezialisiert sind. Seit 1999 widersprach die Expertin in mehr als 50 Prozent der Fälle dem Erstgutachter. „Die meisten Ärzte wissen nicht genau, wie variabel ein Hymen aussehen kann.“ In vielen Fällen werden Abweichungen im Erscheinungsbild des Saums, etwa dass dieser nicht ringsum vorhanden ist, sondern gen Bauchdecke fehlt, als Missbrauchsindiz fehlinterpretiert. Andere übersehen, dass Risse im Hymen verheilen können. „Die Bedeutung der Jungfernhaut zur Aufklärung von Sexualstraftaten wird massiv überschätzt. Meist lässt die Beschaffenheit gar keine Aussage zu, ob es zu einer Vergewaltigung gekommen ist oder nicht“, sagt Debertin.

Doch Gutachten über das Jungfernhäutchen dienen vor Gericht als Beweismittel. Auch auf ihrer Grundlage wird über die Schicksale von Opfern und Tätern entschieden. Wie oft mag es zu Fehlurteilen wegen

## Nicht wenige Mediziner verdienen gut am Mythos vom Jungfernhäutchen

falscher Befunde gekommen sein? Debertin: „Wir haben dazu keine Zahlen.“

Die meisten Mediziner verdienen indes am Mythos Jungfrau und der damit verbundenen falschen Vorstellung über das Jungfernhäutchen. Immer mehr Ärzte bieten sogenannte „Revirginationen“ an: In einer OP von rund 20 Minuten stellen sie das Jungfernhäutchen künstlich her. Mit einigen Stichen wird das Vaginalwandgewebe zu einem Wulst zusammengezurr, damit es beim nächsten Geschlechtsverkehr blutet. Oder es wird eine Kunststoffmembran mit Kunstblut eingesetzt. Zwischen 200 und 4000 Euro verlangen Mediziner für diese Hymenrekonstruktion.

## „Kein Joghurtdeckel“

Die Eingriffe finden natürlich im Geheimen statt. Mediziner veröffentlichen weder Resultate noch Komplikationen. Sie lernen sich untereinander an. Qualitätsstandards gibt es nicht. Die Bioethikerin Verina Wild vom Ethik-Zentrum der Universität Zürich brachte 2010 erstmals ein wenig Licht ins Dunkel der obskuren Praxis. Sie wertete anonyme Onlineanfragen zur Revirgination an das Universitäts- und Kinderspital in Zürich aus. Ihre Erhebung ist zwar nicht repräsentativ, aber aufschlussreich.

Es soll Frauen geben, die sich zur Jungfrau operieren lassen, um ihrem Partner ein Valentinsgeschenk zu machen, aber auf solche Fälle stieß Wild in den Anfragen nicht. Die 22 Frauen standen unter großem Druck und wollten sich eine blutige Hochzeitsnacht erkaufen. Sie interessierten sich nicht für die Risiken des Eingriffs, sondern dafür, wann, wo und zu welchem Preis ein Hymen wieder hergestellt werden kann. Sie begründeten ihre Frage mit kulturellen oder religiösen Normen oder mit dem Druck der Eltern, selten mit der Erwartung des künftigen Partners. „Bei uns darf man vor der Ehe keinen Geschlechtsverkehr haben. Ich bin eine Türkin. Ich muss mein Jungfernhäutchen wieder zunäh lassen“, schrieb eine Frau. Eine katholisch erzogene Südamerikanerin begründete ihre Anfrage ebenfalls mit der Ehrbarkeit vor der Hochzeit. Einige Frauen fürchteten um ihr Leben. „In der Vergangenheit hatten wir in Deutschland nicht wenige Ehrenmorde“, sagt die Psychologin Ada Borkenhagen vom Universitätsklinikum Leipzig. In patriarchalischen Gesellschaften, gerade in muslimischen Kulturkreisen, ist die Unberührtheit der Frau vor der Ehe eine Norm. Verstöße werden oft schwer bestraft.

Vor diesem Hintergrund sind Jungfernhäutchen höchst strittig. Das politische Frauenmagazin *Emma* lehnt die Praxis ab, weil sie eine mangelnde sexuelle und emanzipatorische Selbstbestimmung der Frauen nur verfestigt. Etliche Ärzte weigern sich, den Eingriff durchzuführen. Wild findet dagegen, dass die Rekonstruktion zum Schutz der einzelnen Frau gerechtfertigt sein kann. Einen finanziellen Gewinn dürften Ärzte daraus allerdings nicht ziehen. Vor allem aber sei es „dringend notwendig, die Gesellschaft über die schwankende Form des Hymens und die variable Blutung beim Geschlechtsverkehr aufzuklären“.

In der Breite aber wird erst, seit sich Hymenrekonstruktionen häufen, der Ruf nach medizinischer Aufklärung über den Mythos Jungfrau lauter. Terre des Femmes bewirbt eine neue Broschüre mit dem Slogan: „Das Jungfernhäutchen ist kein Joghurtdeckel“. Die Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung will künftig ebenfalls darüber informieren, dass kein Häutchen reißt und Blut nur selten und spärlich fließt. Es könnte der Anfang zur Entmystifizierung einer läppischen Gewebefalte sein, die noch immer über Leben und Tod, über eine glückliche Ehe oder üblen Leumund entscheidet. Sie sollte korrekterweise gar nicht „Jungfernhäutchen“ heißen, weil sie weder mit Haut noch mit der Jungfrau zu tun hat. Wie wäre es mit Frauensaum?

Susanne Donner schreibt im Freitag über Sexualpsychologie und andere Wissensthemen. Sie lebt und arbeitet in Berlin

# iPad 2 plus DIE WELT App: Beschenken Sie sich selbst!

Ab monatlich  
**29,99 €\***  
0%-Finanzierung



Sichern Sie sich dieses unschlagbare WELT-Sparpaket!  
Beispielrechnung für iPad 16 GB WLAN:

Einzelpreis	
+ DIE WELT fürs iPad für 24 Monate	383,76 € <sup>1</sup>
<b>+ iPad 2 mit 16 GB WLAN</b>	<b>479,00 €</b>
+ WELT KOMPAKT als ePaper (PDF) für 24 Monate	199,98 €
+ WELT am SONNTAG KOMPAKT als ePaper (PDF) für 24 Monate	169,98 €
+ 0%-Finanzierung	0,- €
+ Versand	0,- €
<b>Gesamt</b>	<b><del>1.232,72 €</del><sup>2</sup></b>
<b>Ihr Preis im Sparpaket</b>	<b>719,76 €</b>

**Nur 29,99 € im Monat, Sie sparen 512,96 €!**

Sparpaket auch mit weiteren iPad-2-Modellen sowie in den Farben Schwarz und Weiß erhältlich!

Wählen Sie Ihr Apple iPad 2 und bezahlen Sie in 24 Monatsraten.

iPad-2-Modell	monatl. Rate*	Gesamtpreis <sup>2</sup>
16 GB, WLAN	29,99 €	719,76 €
32 GB, WLAN	34,99 €	839,76 €
64 GB, WLAN	39,99 €	959,76 €
16 GB, WLAN + 3G	34,99 €	839,76 €
32 GB, WLAN + 3G	39,99 €	959,76 €
64 GB, WLAN + 3G	44,99 €	1.079,76 €

Jeweils inklusive DIE WELT fürs iPad, WELT KOMPAKT als ePaper, WELT am SONNTAG KOMPAKT als ePaper.

Unser Finanzierungspartner:



\* Barzahlungspreis (719,76 €) entspricht dem Nettodarlehensbetrag sowie dem Gesamtbetrag. 24 Monatsraten zu je 29,99 €. Effektiver Jahreszins und gebundener Sollzins entsprechen 0,00% p.a. Bonität vorausgesetzt. Finanzierungspartner ist die Santander Consumer Bank AG. Die Angaben stellen zugleich das 2/3-Beispiel gemäß § 6a Abs. 3 PAngV dar. 1 Basierend auf dem Normalpreis von 15,99 € pro Monat. 2 Paketpreis von 1.232,72 € ergibt sich aus: 24-Monate-Abonnement DIE WELT fürs iPad für 383,76 € + Einzelpreis iPad 16 GB WLAN für 479 € (Sie können sich auch für andere Modelle entscheiden: iPad 16 GB WLAN + 3G (UMTS) für 599 €/iPad 32 GB WLAN für 579 €/iPad 32 GB WLAN + 3G (UMTS) für 699 €/iPad 64 GB WLAN für 679 €/iPad 64 GB WLAN + 3G (UMTS) für 799 €, es gilt der entsprechende Paketpreis) + 24-Monate-Abonnement WELT KOMPAKT als ePaper (PDF) für 199,98 € + 24-Monate-Abonnement WELT am SONNTAG KOMPAKT als ePaper (PDF) für 169,98 €. Das abgebildete Smart Cover ist nicht im Lieferumfang enthalten.

Kostenlos bestellen! Telefon 0800/5 88 97 56.

**DIE WELT**

**Eingeholt von der eigenen Metapher**

Tom Strohschneider  
**Gabriels Schlafwagen**  
*Vorwärts zu neuem Fortschritt?  
Die Suche der Sozialdemokratie nach  
einer zeitgemäßen großen  
Erzählung ist vorerst gescheitert*  
der Freitag 48 vom 1. Dezember 2011

Eine kleine Ergänzung Ihres trefflichen Arguments „Solange die SPD nur vom Schlafwagen redet und ihn nicht verlässt, ziehen draußen die Dörfer vorbei und niemand kommt auf den Bahnsteig, um zu winken“, erlaube ich mir: Es ist ja nicht nur der Schlafwagen an sich, den die SPD nicht verlässt, sie teilt ihn mit den „Mächtigen“, wie es am Verhalten der SPD in Baden-Württemberg sichtbar wird. Die dortige SPD ist dermaßen pro S21, dass es fast schon peinlich ist. Für mich ist es leicht nachvollziehbar, dass es „alteingedienten“ SPD-Wählern zunehmend schwer fällt, diese Partei zu wählen.  
*Vaustein, Freitag-Community*

Das Bild von der im Schlafwagen fahrenden SPD – wunderbar. Umso mehr, weil der SPD-Vorsitzende diese Metapher selber in die Diskussion eingebracht hat. Offenbar haben Sie, lieber Tom Strohschneider, die Hoffnung noch nicht aufgegeben, dass unsere Sozis sich den Schlaf aus den Augen reiben, irgendwann einmal. Ich habe diese Hoffnung schon lange aufgegeben, was nicht heißen soll, es sei falsch, sie zu haben.  
*Teufell, Freitag-Community*

**20 Jahre dummes Zeug**

Marion Kraske  
**Unter Abwieglern**  
*Als Störenfriede galten bisher wir,  
nicht die Nazis. Ein Porträt des  
Jenaer Jugendpfarrers Lothar König*  
der Freitag 48 vom 1. Dezember 2011

Inzwischen weiß man, dass Geschichten wie diese nicht oft genug erzählt werden können. Berichte wie die aus Jena stehen exemplarisch für Erfahrungen in vielen Regionen im Osten. Die Nazis, die Antifaschisten, die Staatsmacht vor Ort und die Statistiken der Staatsmacht ganz weit weg.  
*Luddisback, Freitag-Community*

So weit ich das überschaue, sind die Führungspositionen aller LKA, aller Landesämter für Verfassungsschutz, aller Staatsanwaltschaften, aller Instanzen der Gerichte, aller Positionen in den Medien bis zum

heutigen Tag ausschließlich mit genuin Westdeutschen besetzt. Die paar Ausnahmen bestätigen die Regel. Ist das eigentlich auch Rassismus? Was hier im Osten abläuft, ist in erster Linie das Ergebnis westdeutscher politischer Führung.

Diese Leute haben, um an die Posten ranzukommen und diese gegen die ostdeutsche Konkurrenz zu verteidigen, 20 Jahre lang dummes Zeug über die DDR erzählt. Mit diesen Märchen haben sie sich vor der Verantwortung gedrückt, als Ursache für die massiven ökonomischen, politischen, mentalen, seelischen Probleme hier im Osten wesentlich ihre eigenen Entscheidungen zu sehen. Euer Staat, euer Problem!  
*Rapanui, Freitag-Community*

**Mangel an geistiger Größe**

Axel Brüggemann  
**Runter von der Bühne**  
*Die Abstimmung zu Stuttgart21 war ein Schritt in Richtung direkter Demokratie.  
Doch nach der Wahl agiert das Volk politischer als die Politiker*  
der Freitag 48 vom 1. Dezember 2011

Interessant ist die Nonchalance, mit der dieser Tage viele Kommentatoren in einer Art Gleichschaltung die Ergebnisse der sogenannten Volksabstimmung bewerten.

Tatsachen und Annahmen werden nicht auseinandergelassen, aber um so bunter durcheinander gewürfelt. So kommt man unterm Strich gemeinsam zu einem sehr ähnlichen Ergebnis: „Da ist ‚der Wutbürger‘ wohl grandios und in aller Öffentlichkeit vor die Wand gelaufen, hat sich eine blutige Nase geholt – und nun macht er sich weiter lächerlich, weil er oben-drein der Wand die Schuld gibt.“ Darin steckt sehr viel Unkenntnis.

Wenn man sich Gedanken über neue Demokratieformen machen möchte, sollte man sehr genau nach Stuttgart schauen, was da wann und wie tatsächlich gelaufen ist. Das schließt natürlich nicht aus, Fehler der Bürgerbewegung zu untersuchen und öffentlich zu benennen. Diese Fehler wiegen besonders schwer, weil das Projekt S21 eine Räuberpestole größten Ausmaßes ist und solche „Patzer“ mithin gewaltige Auswirkungen haben, jeder einzelne allein schon das finale Scheitern in sich barg. Dies wiederum ist aber auch ein Hinweis darauf, mit wem man es in Stuttgart als Gegenüber in Wirklichkeit zu tun hatte und hat.  
*McMac, Freitag-Community*

Neben demokratischer Größe ist bei Volksentscheiden auch immer geistige Größe und die Bereitschaft, sich umfassend zu informieren, gefragt. Die Bevölkerung

Baden-Württembergs hat ein-drucksvoll bewiesen, dass es ihr an diesen beiden Eigenschaften mehrheitlich mangelt.  
*Jesper M. Kjaer, Freitag-Community*

**Journalistisches No-Go**

Michael Angele  
**Gutenberg, di Lorenz oben, Redakteure unten**  
*Kommentar zur medialen Starthilfe zum Comeback, die di Lorenz Gutenberg in der Zeit angeideihen ließ*  
der Freitag 48 vom 1. Dezember 2011

Ich frage mich ja auch, ob Gutenberg an dem Buch mitverdient. Dann hätte di Lorenz den Journa-

lismus beschmutzt, weil er eben nicht nur eine mehr oder weniger relevante Person befragt, sondern auch deren geschäftliches Interesse vorantreibt.  
*Schneiderlein, Freitag-Community*

Di Lorenzo war mir nie aufgefallen durch journalistischen Biss. Ergo erwarte ich von ihm nicht viel. Journalistisch hat er dem Buch keinen Stempel aufgedrückt. Ich befürchte, das kann er einfach nicht. Als Chefredakteur hat er natürlich die Auflage im Kopf. Und was das Autorenhonorar angeht, da wiederum traue ich ihm durchaus Verhandlungsgeschick zu. Erstaunt war ich schon, ob dieser Kombination. Es ist und bleibt eine fragwürdige Vermischung von Interessen. Ein No-Go.  
*KMV, Freitag-Community*

**Die Wissenscloud**

Ralf Klausnitzer  
**Einsamkeit und Freiheit**  
*Die Open-Science-Bewegung will freien Zugang zu Veröffentlichungen im Wettbewerbssystem*  
Wissenschaft der Freitag 48 vom 1. Dezember 2011

Es könnte durchaus sein, dass sich das Prinzip der entpersönlichten Kollaboration der Naturwissenschaften, bei denen nicht mehr die einzelnen Wissenschaftler sondern zunächst die Teams, dann der wissenschaftliche Betrieb und schließlich die Supercomputer die Hypothesen und Ideen entwickeln sollen, als Sackgasse herausgestellt. Was nur das Individuum hat, was dem Betrieb und dem Computer fehlt, ist das ganz persönliche Interesse an der Sache.  
*Jörg Friedrich, Freitag-Community*

Dieses Idealbild einer gigantischen Wissenscloud kann aber im kapitalistischen System nicht funktionieren, denn es geht um den Schutz geistigen Eigentums und Leistungsschutzrechte. Auch muss man sich stets durch die Anzahl eigener Publikationen legitimieren. Bei Wikipedia ist das ganze ja eher eine Art Hobby, wenn aber der Lebensunterhalt davon abhängt, müssen sie in irgendeiner Art und Weise die Leistungen zuordnen können. Dies ist meiner Ansicht nach ein Problem aller geldbasierten Systeme.  
*Technixer, Freitag-Community*

**Lieder ihres Vaters**

Maxi Leinkauf  
**„Ich muss keinen Drachen mehr töten“**  
*Marie Biermann steht mit den Liedern ihres berühmten Vaters auf der Bühne*  
der Freitag 48 vom 1. Dezember 2011

Wenn ich diese Dame reden höre, wundere ich mich sehr. Sie singt Lieder ihres Vater, obwohl sie die

Die besten Zitate aus den Kommentaren auf [freitag.de/community](http://freitag.de/community)

**„Eine Revolution fällt nicht vom Himmel, man muss für sie schuften“** *the babyshambler*

**„Schönheit ist ein eigener Wert, nicht nur Politik und Geld, Krieg und Gier“**

*Zeitenwechslerin*

» [freitag.de/community](http://freitag.de/community)

DDR überhaupt nicht richtig erlebt hat. Wie wäre es, wenn sie selbst Lieder über ihre erlebte Welt im Westen singt? Die Gene müssten vorhanden sein, oder? Ich kann verstehen, dass sie vom Erfolg ihres Vaters noch etwas profitieren möchte, aber damit wird sie keinen Erfolg haben. Eigene Ansichten und eigene Werke sind gefragt.  
*Matto, Freitag-Community*

**Keine Plaste in Ruanda**

Mark Stöhr  
**Das kommt jetzt überhaupt nicht mehr in die Tüte**  
*Die Grünen fordern eine Abgabe von 22 Cent auf Plastiktüten*  
der Freitag 48 vom 1. Dezember 2011

Auch Länder wie Ruanda machen uns hier schon lange vor, wie es geht. Keine einzige Plastiktüte in dem ganzen Land, dafür bekommt man überall schöne braune Papiertüten.  
*Peter Doerrie, Freitag-Community*

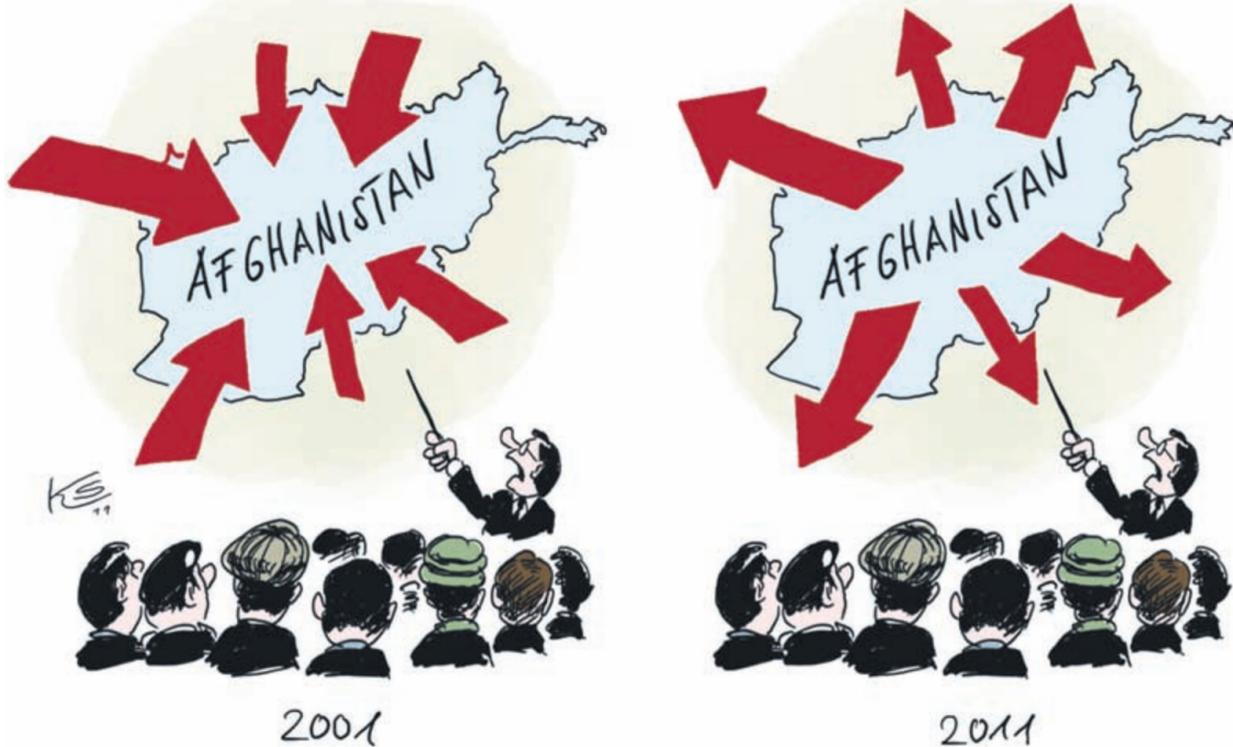
„Vielleicht hätte die Forderung besser nicht von den Grünen kommen sollen, denen seit jeher das Image der Spaßbremse anhaftet.“ Das ist ja die Untertreibung des Jahres! Die Grünen sind nicht nur Spaßbremsen, sie sind vor allem die Verbotsparterie schlechthin. Und die 22-Cent-Abgabe auf jede Plastiktüte war ja nur die „zweitbeste Wahl“ der Grünen – vorher ging es natürlich um ein Verbot von Plastiktüten!  
*Nansy, Freitag-Community*

Die Redaktion behält sich vor, Leserbriefe zu kürzen.

**Impressum**

**Verleger** Jakob Augstein  
**Herausgeber** Daniela Dahn, György Dalos, Frithjof Schmidt, Friedrich Schorlemmer  
**Chefredakteur** Philip Grassmann  
**CvD** Michael Pickardt  
**Art Direction** Janine Sack, Andine Müller (Beratung)  
**Redakteur für besondere Aufgaben** Jörn Kabisch  
**Verantwortliche Redakteure** Verena Schmitt-Roschmann (Politik), Michael Angele (Kultur), Susanne Lang (Alltag), Christine Kappeler (Online), Jan J. Kosok (Community)  
**Redaktion** Ulrike Bauseithel, Matthias Dell, Maike Hank, Lutz Herden, Michael Jäger, Steffen Kraft, Maxi Leinkauf, Jan Pfaff, Tom Strohschneider, Daniel Windheuser, Kathrin Zinkant  
**Layout** Jana Schnell (stellv. AD), Max Sauerbier, Felix Velasco (Titel)  
**Bildredaktion** Corinna Koch, Niklas Rock  
**Redaktionelle Übersetzer** Zilla Hofman, Holger Hutt  
**Projektmanagement** Nina Heinlein, Lisa Reuter, Anna-Lena von Salomon  
**Redaktionsassistent** Jutta Zeise, Ulrike Bewer  
**Hospitant** Sebastian Puschner, Conrad Menzel (Redaktion)  
**Verlag und Redaktion der Freitag** Mediengesellschaft mbH & Co KG, Hegelplatz 1, 10117 Berlin, Tel.: (030) 250 087-0 [www.freitag.de](http://www.freitag.de)  
**Geschäftsführung** Jakob Augstein  
**Beratung** Prof. Christoph Meier-Siem  
**Verlagsleitung** Dr. Christiane Düts  
**Anzeigenleitung** Johann Plank ([johann.plank@freitag.de](mailto:johann.plank@freitag.de))  
**Vertrieb** Nicole Knoblauch ([nicole.knoblauch@freitag.de](mailto:nicole.knoblauch@freitag.de))  
**Marketing** Franziska Linow ([franziska.linow@freitag.de](mailto:franziska.linow@freitag.de))  
**Leserbriefe** [leserbriefe@freitag.de](mailto:leserbriefe@freitag.de)  
**Jahresbezugspreis** € 145,60  
Ermäßigter Bezugspreis für Schüler, Studenten, Auszubildende, Arbeitslose, Sozialhilfeempfänger und Rentner: € 98,80 jeweils inkl. Zustellung Inland. Im Ausland zzgl. Versandkosten: € 31,20 Land- bzw. € 41,00 Luftpost  
**Abowerwaltung** QS Quality Service GmbH  
Telefon Kundenservice (040) 3007-3510  
Fax Kundenservice (040) 3007 85 7044  
E-Mail: [service@abo.freitag.de](mailto:service@abo.freitag.de)  
Service-Zeiten  
Mo – Fr 8 bis 19 Uhr, Sa 10 bis 16 Uhr  
Marketing/Aktionsrufnummer: 0180 5604091  
(14 Ct./Min. aus dem deutschen Festnetz der Telekom. Abweichende Preise aus den Mobilnetzen)  
Marketing/Aktionsfaxnummer: (040) 3007 85 7055  
Der Freitag, Postfach 11 04 67, 20404 Hamburg  
Konto für Abozahlungen:  
Der Freitag Mediengesellschaft mbH & Co KG  
Kto.: 13505050, BLZ 10050000, Berliner Sparkasse  
**IT- und Redaktionstechnik** HELDISCH network GmbH  
**Druck** BVZ Berliner Zeitungsdruck, Am Wasserwerk 11, 10365 Berlin, [www.berliner-zeitungsdruck.de](http://www.berliner-zeitungsdruck.de)  
**Gesetzt** in TheAntiquaF von Lucas de Groot, [www.lucasfonts.com](http://www.lucasfonts.com)  
**ISSN** 0945-2095  
**Kolumnenillustrationen** [www.ottoillustration.com](http://www.ottoillustration.com)

*Konferenzen in Bonn*



KARİKATUR: KLAUS STÜTTMANN FÜR DER FREITAG



Wer wäscht bei Ihnen die Wäsche? Die Frau? Oder die Maschine? Gina Bucher stellt das progressive Gerät als Abschluss der Reihe „Bequemer Alltag“ vor S. 27

**Alltagskommentar**  
Sophia Hoffmann

## Die SPD steht jetzt auf Colour-Blocking: Nicht wegschauen!

**E**s war der Trend des Sommers: Colour-Blocking. So nennt man das mutige Kombinieren knalliger Farben, die eigentlich nicht zusammenpassen. Durch die Schaffung hart abgegrenzter Farbfelder sollen markante Kontraste erzeugt werden. Dazu greift der Trendsetter nicht nur zu verschiedenfarbigen Kleidungsstücken, nein, er perfektioniert den Look noch mit dem durchdachten Einsatz strategisch ausgewählter Accessoires wie Handtaschen oder Krawatten. Wurden solche stilistischen Eskapaden vor Kurzem noch als Auslöser von Augenkrebs geschmäht, gar verteufelt, sind sich die führenden Stil-Bibeln nun einig: Egal, ob man sich für Kontraste aus einem benachbarten Farbraum entscheidet (rot, rosa, orange) oder für krasse Gegensätze (pink, blau, gelb), einstimmig lautet die Devise: Hauptsache, es knallt!

Doch woher rührt der plötzliche Mut zur modischen Ratatouille? Sind es die grauen Zeiten, die uns nach Kontrasten dürsten lassen – oder ist es das verzweifelte Streben nach einem individuellen Stil? Wahrscheinlich von beidem etwas. Eins ist aber klar: In diesem Look ist Aufmerksamkeit garantiert.

Das ist auch jenen Stil-Experten nicht verborgen geblieben, die für die Planung der Raumgestaltung des SPD-Parteitag zuständig waren, der bis Dienstag in Berlin stattfand. Die Wand hinter dem Rednerpult erstrahlte dort in intensiv-fliedrigem Magenta, das der Betrachter unweigerlich mit der Trademark-Farbe eines führenden deutschen Kommunikations-Unternehmens assoziierte. Das Rednerpult war dafür traditionell im fruchtigen Erdbeerrot der Partei gehalten. Und wie allgemein bekannt, greift der Genosse bei der Wahl seiner Parteitag-Garderobe praktisch immer zum politischen Bekenntnis-Accessoire, zur roten Krawatte. Betrachtete man die hierbei entstehende Komposition zwischen Schlips, Pult und Hintergrund, so kommt man nicht umhin, die Genossen Gabriel, Wowereit und Co. als trendige Colour-Blocker zu erkennen. Es beißt in die Augen, aber die Botschaft ist klar: Seht her, ich habe etwas äußerst Wichtiges zu verkünden!

Und nachdem Sigmar Gabriel in seiner montäglichen Rede die Entfremdung der Menschen von der Politik als größten Wahlkampf-Gegner ausgemacht hat, könnte man hinter der trendigen Deko ein ausgeklügeltes Gesamtkonzept vermuten – speziell von ausgefuchsten Farbpsychologen entwickelt, um den Bürgern die Polit-Verdrossenheit auszutreiben. Wegschauen ist nicht mehr länger erlaubt!

Oder aber: Die Farbe der Rückwand sah im Katalog einfach viel roter aus.

### » Netz Schau

#### Was Dicke essen dürfen

Magda griff am Büffet zum zweiten Schnittchen. „Na Ihnen schmeckts aber“, kommentierte prompt jemand. „Als dicke Frau“ komme sie sich manchmal vor „wie öffentliches Gut, deren Essverhalten von allen besprochen werden darf...“. Für Blogger *ebertus* ist „pummelig“ aber noch lange „kein Grund, enthaltsam zu leben“. Und *Zeitwechslerin* schockt Männer auch „als Normalschlanke“, wenn sie den Teller leer esse. Das kennen Sie? [freitag.de/dicksein](http://freitag.de/dicksein)

» [freitag.de/community](http://freitag.de/community)



## Oh mein Guru

**Danny Paradise** ist einer der wichtigsten Yoga-Lehrer der Welt und hat Stars wie Madonna unterrichtet. Ihm geht es nicht nur um Erleuchtung, sondern auch um gesellschaftlichen Fortschritt S. 23

## Storyboard



## Werbekritik



**Uli Hoeneß** ist Lobbyist. Wer ihm bei seinem Kerngeschäft – dem FC Bayern und seiner HoWe Wurstwaren KG – in die Quere kommt, hat es schnell mit einem rot angelaufenen Rumpelstilzchen zu tun. Seine Wutausbrüche sind legendär. Seine Schauspielversuche sind es inzwischen auch.

Hoeneß trumpfte vergangenes Jahr in einer McDonald's-Viralkampagne groß auf: Als Undercover-Wurstvertreter mit angeklebtem Bart, der seinen „Nürnberger“ in allen möglichen Restaurants und Fressbuden loswerden möchte. Vergeblich – bis er schließlich bei der US-Fastfoodkette landen kann. Die Videoclips erreichten traumhafte Userzahlen in den Onlineportalen und Hoeneß' Rostbratwürstchen im Sandwichmantel verkauften sich wie geschnitten Brot.

Diesen Erfolg möchte McDonald's nun wiederholen und Hoeneß stand bereit. An seiner Seite: Sternekoch Alfons Schuhbeck. Der Spot ist inszeniert als Thekenkampf: Hoeneß und Schuhbeck buhlen um die Gunst der Kundschaft.

Der eine verkauft seine Spezialbuletten als Haute Cuisine, der andere versucht es mit dem Charme des ehrlichen Mittelständlers. Der eine steht für den Massengeschmack, der andere fürs Raffinierte. Mit den Urbayern poliert die Fastfood-Kette ihr Image auf. Sie verpasst der konformen Weltmarke, die überall gleich aussieht und schmeckt, ein lokales Profil. Doch originell ist dieses „Gipfeltreffen“ nicht, eher lieblos. Hoeneß sollte sich lieber wieder einen Bart ankleben. Als Wurst-Wallraff war er unschlagbar. *Mark Stöhr*

**Eventkritik** Die bayerischen Grünen wollen Heimatgefühle nicht mehr nur der CSU überlassen – und veranstalten erstmal einen Kongress dazu

## In der weißblauen Hängematte

**F**ranz Josef Strauß und die Grüne Jugend Bayern wären sich wohl einmal einig gewesen, einig im Urteil über diese Veranstaltung: unerträglich. Ein bayerischer „Heimat-Kongress“, mit Podien zu Dialektförderung, Denkmalschutz und Volksmusik-Boom – veranstaltet von der Grünen-Fraktion des bayerischen Landtags, nicht etwa von der Hüterin des heimatischen Glaubensbekenntnis von Laptop und Lederhose, der CSU. Strauß nannte die Grünen seinerzeit noch „Schmuddelkinder“ und ließ sie per Erlass von allen Staatsakten ausschließen, nachdem sie 1986 erstmals in den Landtag eingezogen waren.

So „reaktionär und gefährlich“ wie Strauß selbst ist schon allein das Wort „Heimat“ für die Jung-Grüne Jana Kehl. Den Kongress an diesem Samstag hält sie für eine „Anbiederung an konservative Wählerschichten“. Verzweiflung klingt in ihrer Stimme mit. Sie steht in einem umgebauten Salzspeicher in Regensburg, über ihr eine rustikale Holzdecke, neben ihr ein Ständer mit Lebkuchenherzen: „Heimat“ steht auf diesen, dazu das Parteilogo. Als „Tapferkeitsmedaille“ bezeichnet Kongress-Organisator und Landtagsabgeordneter Sepp Dürr die Lebkuchenherzen später, „fürs Durchhalten“.

### Kampf um Deutungshoheit

Im Grunde ist der ganze Kongress eine Belohnung, die sich Dürr, Jahrgang 1953, und seine Generationsgenossen gönnen: Jahrzehntlang fochten sie gegen die CSU-Definitionshoheit zu bestimmen, was bayerisch ist und was nicht. „Wir haben früh gemerkt, dass wir die von der CSU betriebene Identifikation mit Bayern aufbrechen müssen, wenn wir im Land einen Fuß auf den Boden bekommen wollen“, sagt Dürr.

Inzwischen stehen die Grünen mit beiden Füßen auf bayerischem Boden und sind mit 19 Abgeordneten im Landtag. Selbst Pessimisten wollen nicht mehr ausschließen, dass nach den Wahlen 2013 ein Bündnis aus SPD, Freien Wählern und Grünen die CSU erstmals seit 1957 in die Opposition schicken könnte. Zeit also, der CSU ihr ureigenstes Terrain, das chronisch posi-

tive Verhältnis Bayerns zu sich selbst, auch offiziell streitig zu machen.

Und so erklären auf dem Kongress zwei Forscherinnen vom Unterfränkischen Dialektinstitut, dass es sinnvoll sei, den Kindern ihre Mundart nicht auszutreiben, sondern die „Zweisprachigkeit“ zu fördern. Der Generalkonservator des Landesamtes für Denkmalpflege beklagt die Deregulierung der Denkmalpflege unter Edmund Stoiber. Er bekommt Applaus dafür, dass ihm bei Landschaften mit Windrädern ebenso das Herz aufgeht wie beim Anblick schneebedeckter Alpengipfel. Widerspruch regt sich nur, als er die Fläche denkmalgeschützter Gebäude, die sich für Solarmodule eignen, als kleiner beziffert als manch anderer hier. Aber nachdem er Bilder von Kirchen und Bauernhäusern gezeigt hat, bei denen Solarkollektoren „ästhetisch besonders gelungen“ angebracht wurden, endet der Workshop harmonisch.

Den Klimaschutz hat längst auch die CSU für sich entdeckt. Aber sie kann nicht mehr einfach ein Thema für sich okkupieren.

Denn die Bevölkerungsstruktur hat sich verändert. In der Überzahl seien nun jene, die die CSU mit ihrem Heimatverständnis immer ausgegrenzt habe, sagt Sepp Dürr, „Frauen, Eingewanderte, Menschen, die nicht heterosexuell verheiratet oder nicht in der CSU sind“.

Das schlägt sich auch im Alltag eines grünen Basismitglieds nieder. Sepp Baumann steht in der Mittagspause an einem Bistrotisch, vor sich einen Teller mit Schupfnudeln und Sauerkraut, daneben eine Unterschriftenliste gegen den Bau einer dritten Startbahn für den Münchner Flughafen. Baumann, graue Haare, grauer Vollbart, kommt aus einem 4.000-Seelen-Dorf in der Oberpfalz. Sein Vater war dort Bürgermeister, für die CSU. Bei den Familienfeiern kam es nicht gut an, wenn der Sohn mit Stoppt-Strauß-Ansteckern auftauchte.

Und Baumanns Tochter konnte später ihre Grundschulfreundin nicht mit nach Hause bringen, weil deren Eltern der grüne Baumann nicht geheuer war. Inzwischen, sagt Baumann, sei es schon eine Weile her,

dass er den letzten anonymen Schmähbrieff bekommen habe. Neulich am Stand ihrer Ortsgruppe beim Adventsmarkt hätten Nachbarn ihn erstaunt gefragt, warum er denn nicht in Gorleben demonstrieren sei. „Mit viel Sympathie in der Stimme.“

In den Achtzigern kämpften Bayerns Grüne mit gegen die atomare Wiederaufbereitungsanlage in Wackersdorf ebenso wie später gegen den Transrapid in München. Bauern, Grüne und Punks demonstrierten zusammen. Den Sound zum bayerischen Block lieferten Liedermacher und Kabarettisten: „Was man liebt, das betont man nicht“, zitiert Dürr Bayerns oberste kabarettistische Instanz Gerhard Polt.

### Linke Volksmusik

„Was hätten wir nur ohne die Biermösl Blosn gemacht?“, fragt eine Frau beim Forum zum „Bayerischen Volksmusik-Boom“. Seit 35 Jahren stellen die Biermösl Blosn nicht nur die Obrigkeiten des Freistaats mit Volksmusik bloß, sondern kommen auch zum Benefiz-Konzert, wenn eine Schule die NS-Vergangenheit ihres Ortes erforschen will und daran gehindert wird. Ende des Jahres gehen die Biermösln auseinander, sie haben ihr Werk vollbracht, „bayerische Volksmusik ist heute ja fast schon linke Subkultur“, sagt eine Teilnehmerin.

Auf dem Kongress singt das Volksmusik-Quartett „Zwirbeldirn“ etwa Geschichten von einer Tochter, die die Familienmetzgerei übernimmt, weil sie das Schlachten ebenso liebt wie das Dichten. „Wurst & Poesie“ heißt das Stück. „Zwirbeldirn“ sind drei Frauen an Geigen und Bratsche, ein Mann am Kontrabass, bayerische Mundart, kein Dirndl, keine Lederhose.

Bayerische Volksmusik wie dieser als Grüne begeistert lauschen zu können, das sei, wie sich in eine „Hängematte“ sinken zu lassen, sagt eine Frau. Franz Josef Strauß wird wohl im Grabe rotieren. Aber das machte er vermutlich auch schon im Oktober 1988. Seine Beerdigung war der erste bayerische Staatsakt, an dem die Grünen teilnehmen durften. *Sebastian Puschner*



**Volktümlich:** Der Allgäuer Kabarettist Maxi Schafroth (li.) witzelt über seine Heimat

FOTO: DER FREITAG

# „Keiner von uns hatte so etwas jemals gesehen“

Danny Paradise trägt Mitschuld daran, dass heute so viele Yoga machen. Ein Gespräch über die Ausbreitung eines Hypes



**F**uck Yoga“ sagt der Aufkleber auf einem Plakat, das in Berlin-Mitte für eine Reihe von Workshops mit Yoga-Legende Danny Paradise wirbt. Nicht jedem gefällt offenbar der momentane Hype. Paradise machte aber schon lange vorher Yoga. Er lehrt es seit 1979. Zu seinen Schülern zählen Madonna, John McEnroe und Paul Simon. Und kaum jemand kennt die Geschichte, wie sich Yoga im Westen ausbreitete, so gut wie Paradise.

**Der Freitag: Herr Paradise, 1964 sagte Indira Gandhi, dass in hundert Jahren Yoga das Geschenk sein werde, das Indien der Welt zu geben habe. Das ging dann viel schneller. Danny Paradise: Ja, aber niemand konnte damals absehen, mit welcher Geschwindigkeit Informationen sich bald verbreiten würden. Heute ist Yoga praktisch überall, in den abgelegensten Provinzen Chinas genauso wie in südamerikanischen Metropolen. Gerade habe ich in Polen und Budapest unterrichtet, auch in Russland gibt es eine aktive Szene.**

**Warum ist Yoga so interkulturell? Es hat eine ganz eigene, heilende Kraft, die man in anderen Sportarten nicht findet. Und die sich bei den meisten Menschen, die Yoga ausprobieren, bereits in der ersten Stunde bemerkbar macht. Ich sehe es wie eine Wissenschaft, die sich mit der Erforschung von Kraft, Balance und Atmung befasst – sowie mit dem Empfinden von Freiheit, Heilung und Hingabe. Etwas, wonach der moderne Mensch immer rastloser sucht. Im Englischen würde man sagen, es sind „desperate measures for desperate times“. Es ist der alte Dschungel da draußen, in dem die Menschen ums Überleben kämpfen. Dieser Dschungel zeigt sich in unserer heutigen Gesellschaft als immenser Leistungsdruck, man hat zu funktionieren. Das bringt alle möglichen Neurosen hervor – Yoga ist das Gegengift. Wann kam Yoga das erste Mal mit der westlichen Welt in Kontakt? Ich erinnere mich an Stummfilme und Theaterperformances der zwanziger und dreißiger Jahre, die bereits eine stark fernöstliche Prägung hatten.**

Oh, es begann bereits viel früher. Meines Wissens bildeten sich in Chicago bereits Ende des 19. Jahrhunderts die ersten Yoga-Gesellschaften, in denen ein sanftes Training praktiziert wurde. Swami Vivekananda hielt 1893 im Art Institute of Chicago eine Rede über Hinduismus, in der zum ersten Mal das Wort Yoga fiel. Anwesend waren rund 7.000 Amerikaner, die seinen Ausführungen folgten. Und Vivekananda wurde dann auch von den Medien herumgereicht. **Aber erst in den Sechzigern ging es so richtig los ...** Ja, Mitte der sechziger Jahre kam mit dem Besuch des Gurus Swami

Satchidananda mit seiner Lehre des Hata-Yogas ein tieferes und intensiveres Training nach Amerika. In den einschlägigen subkulturellen Szenen dieser Zeit verbreiteten sich seine Lehren schnell, sodass er 1969 auch eingeladen wurde, die Eröffnungsrede des Woodstock-Festivals zu halten. **Die Entwicklung des politischen Bewusstseins innerhalb der Friedensbewegung der Sechziger wurde flankiert von Yoga?** Es war eine Zeit, in der alles möglich schien und alles ausprobiert wurde – von politischen Debatten über neue Formen gesellschaftlichen Zusammenlebens bis hin zu bewusstseinsweiternden Drogen. Yoga taucht an verschiedenen Punkten dieser Bewegung auf, Woodstock ist ein Beispiel. **Wie kam es dazu?** Einer der Sprecher des Festivals war Mitglied der „Hog Farm“ in New Mexico, einer der ersten Kommunen Amerikas. Die Kommunitäten versuchten sich aus der konservativen Gesellschaft und der industrialisierten Nahrungskette auszuklinken, um auf eigene Faust zu leben. Sie hatten in New Mexico einen Yogi, der ihnen Yoga beigebracht hatte, woraufhin sie ihn in ihrer kindlichen Begeisterung zu ihrem Guru machten, ihm die passenden Roben anlegten.

## „Die Yoga-Bewegung könnte mit ihrer Größe politische Macht haben“

**Was war das für ein Typ?** Er war ein fescher Mittfünfziger. Er konnte ein bisschen Yoga, aber sein Wissen erschöpfte sich bald, und er fiel bei seinen Jüngern in Ungnade, als sie dies merkten. Doch bevor das geschah, wurden er und seine Anhängerschaft noch nach Woodstock eingeladen, um das Sicherheitsteam des Festivals zu schulen. Tom Law, ein charismatischer Typ, war ihr Sprecher und machte in den Pausen Durchsagen auf der Bühne. **Ich erinnere mich. Man sieht ihn im Dokumentarfilm von 1970.** Im Ablauf des Festivals entstanden immer wieder lange Pausen, weil sich Bands verspäteten. In solch einem Moment entschied sich Law, auf die Bühne zu gehen und den 500.000 Menschen dort unten eine Yogastunde zu geben. Er brachte ihnen ein paar Übungen bei und sagte ihnen, wie sie atmen

sollten – und das war der Anfang. Er wurde dann von den Veranstalter gefragt, ob er auch der Zeremonienmeister des nächsten Rockfestivals sein wolle, das ein Jahr später in Atlanta stattfinden sollte, wo er dann ebenfalls Yogastunden gab. **So kam eins zum anderen?** Damals war unter den 600.000 Leuten im Publikum auch der junge David Williams, der gerade das College abgeschlossen hatte. Die Erfahrung dieses Festivals bewegte Williams dazu, sich auf die Reise nach Indien zu machen, um mehr über das zu lernen, was er dort in der Menge erfahren hatte. Gemeinsam mit seinem Kumpel Norman Allen reiste er nach Indien. Sie kamen in einem Ashram unter, wo eines Tages Manju Jois aufkreuzte und seine Yoga-Künste zeigte. Die jungen Amerikaner wussten damals nicht, dass sie den Sohn des legendären Pattabhi Jois vor sich hatten ...

**... des Begründers des Ashtanga Yoga Institutes, der ersten Institution Indiens, in der aus dem Mittelalter stammende Yogasutren untersucht und praktiziert wurden.** Manju Jois wiederum war Schüler von Tirumalai Krishnamacharya, der mit wissenschaftlicher Methodik in den Bergen Tibets nach den Ursprüngen des Yogas forschte, bis ihn sein dortiger Lehrer mit der Mission beauftragte, sein Wissen unter das Volk zu bringen. Das spielte sich noch in den zwanziger Jahren ab. Die Lehren Krishnamacharyas, der Gedanke, den eigenen Körper zu einem Tempel zu machen, war in einer Gesellschaft, die streng nach Kasten unterteilt war, eine radikale politische Aussage. Die mächtigste Kaste der Brahmanen, die ähnlich wie die Katholische Kirche durch das Betreiben ihrer Tempel Unmengen an Geld scheffelte, sah in den Lehren Krishnamacharyas ein Politikum. Kein Wunder, dass sie nicht gerade scharf darauf war, seine Schriften, die eigentlich tief in der hinduistischen Religion verankert waren, zu verbreiten. **Das erinnert fast an die Unterdrückung von Aristoteles' Schrift über das Lachen in Umberto Ecos Roman Der Name der Rose. Was passierte denn mit den jungen Amerikanern, als sie zum ersten Mal Ashtanga-Yoga sahen?** Angetan von Manju Jois' Können folgte Norman Allen dem jungen Inder nach Mysore, um am Institut von Jois' Vater zu studieren. Doch Pattabhi Jois lehnte es ab, Fremde zu unterrichten, da er in der Vergangenheit schlechte Erfahrungen mit ihnen gemacht hatte. Allen gab aber nicht auf und saß tagelang vor Jois' Haustür, um seinen Willen zu demonstrieren. Schließlich akzeptierte Jois seinen neuen



Paradise macht hier die Yoga-Figur „Der Tänzer“. Welche Figur der Elefant macht, ist nicht überliefert

Schüler. Bald darauf folgte ihm auch David Williams, und die beiden wurden zu Pionieren des Ashtanga-Yogas, dem populärsten Yoga-Stil in der westlichen Welt. **Wie kamen Sie selbst zum Yoga?** Williams und seine damalige Frau Nancy unterrichteten mich. Williams war Mitte der Siebziger gemeinsam mit Pattabhi und Manju Jois nach Amerika gereist. Williams hatte vor, Yogaklassen auf Hawaii zu unterrichten. Und dort auf Maui lebte ich zu der Zeit – ich war um die zwanzig und hatte gerade eine Weltreise hinter mir. Ich war Musiker. Eines Tages tauchten David und Nancy am Strand auf und begannen, ihr Ashtanga-Yoga zu demonstrieren. **Wie waren die Reaktionen?** Etwa 30 junge Leute, hauptsächlich Surfer und Musiker wie ich, sahen zu. Keiner von uns hatte so etwas jemals zuvor gesehen. Am nächsten Tag begann das Training, und es setzte sich über mehrere Monate täglich fort. Als ich meinen ersten Nach-unten-schauenden-Hund machte, begann ich zu schwitzen, wie ich es niemals zuvor getan hatte, und mir wurde klar, dass ich da etwas Wichtiges für mich entdeckt hatte. Die nächsten vier Jahre war ich Davids und Nancys Schüler. Sie kamen jedes Jahr nach Hawaii, bevor sie weiterflogen nach Indien, wo sie die Hälfte des Jahres verbrachten. Später reiste ich selbst nach Indien, um in der Yogaschule eines Freundes auszuhelfen, der allein dem stetig steigende Zahl an Schülern nicht mehr gewachsen war. Heute gibt es zum Glück wieder mehr Lehrer. Das große Interesse des Westens hat Yoga

davor bewahrt, in Vergessenheit zu geraten. Wegen des westlichen Interesses ist Yoga heute in Indien wieder lebendiger Bestandteil der Kultur. Es wird an den Schulen unterrichtet, und die Menschen sind stolz auf das, was ihre Kultur hervorgebracht hat. **Viele Yoga-Posen haben Tiernamen. Es gibt den Hund, den Pfau, die Kröte. Ist es nicht sonderbar, dass die Menschen in einer Zeit, in der die meisten in Städten wohnen und Tiere höchstens in zerlegter Form im Kühlregal antreffen, Sportübungen lieben, die mit der Tierwelt verbunden sind?** Ich glaube, alle Naturreligionen haben Totem-Tiere, die uns begleiten und schützen. Es ist sicher möglich, diese entfremdete Verbindung wieder herzustellen – wenn wir meditieren oder eine Weile in der Natur verbringen. In unserem Großstadt-Alltag er-

## „Das westliche Interesse hat Yoga davor bewahrt, vergessen zu werden“

innern uns diese Bezeichnungen zumindest daran, dass Tiere auch Wesen sind, die ein Recht auf Leben haben, die es nicht verdienen, in einer Nahrungsmittelindustrie verheizt zu werden, die weder Verstand noch Mitgefühl zulässt. Yoga kann auch das vermitteln. **Es ist auch Aufklärungsarbeit?** Absolut. Es geht nicht nur darum, Klarheit im Inneren zu schaffen. Es geht auch darum, zu vermitteln, was los ist auf der Welt. Heutzutage sollte wirklich jeder ein Aktivist sein – und die Yoga-Bewegung hätte mit der großen Zahl ihrer Anhänger definitiv politische Macht. Es hat bereits begonnen, die Leute entwickeln ein größeres Verständnis dafür, was um sie herum geschieht. Und es ist Zeit aufzuwachen. Wir müssen unseren Gehorsam gegenüber der Politik, aber vor allem auch gegenüber

der Industrie abschütteln. Denn vor allem Letztere hat nach wie vor einen viel zu großen Einfluss auf die Menschen, vor allem in Amerika. **In einer Yogastunde, die ich mal besuchte, spielte die Lehrerin Johnny Cashs Version von „My own, personal Jesus“. Mit der Erklärung, dass die Selbstermächtigung ein Ziel von Yoga ist. Seinen Körper als Tempel zu sehen: ein Selbstverständnis, das gut zum Selbstverwirklichungskult unserer Gesellschaft passt. Wie haben Sie Ihren „own, personal Jesus“ gefunden?** Ich habe eigentlich sofort begriffen, dass Yoga für mich das geeignete Werkzeug ist, um meine Träume zu verwirklichen. Oder besser: um der Meister meiner Träume zu werden. Ich habe nicht nur bei mir selber die Erfahrung gemacht, dass die regelmäßige Praxis der Asanas, also der Yogaübungen, einen Zugang zu den innersten Wünschen herstellt. Es hilft, sich über seine wirklichen Träume und Sehnsüchte klar zu werden. Ein Vorgang, den ich in meiner 32-jährigen Karriere als Yoga-Lehrer überall auf der Welt verfolgen konnte. **Meinen das einige, wenn sie von „Erleuchtung“ sprechen?** Ja, das ist eigentlich nur die eigene Vorstellungskraft, die aktiviert wird und zu dir spricht. Dieses „Selbst-Bewusstsein“ entfaltet aber eine große Kraft. Ich kenne viele ältere Leute in fantastischer körperlicher Verfassung und in klarem Bewusstsein darüber, wer sie sind und wo sie stehen. Sie haben realisiert, dass sie es sind, die ihr Leben gestalten. Das ist eine der wichtigsten Botschaften, die Yoga für die Menschen bereithält. **Sie haben auch Pop-Stars unterrichtet, die an Extravaganz kaum zu übertreffen sind. Ist Yoga die Sportart der Spleenigen, der etwas andersartigen Menschen?** Jeder Mensch ist in seiner Art einzigartig und damit anders als andere Menschen. Aber egal, wie reich oder berühmt jemand ist, praktisch alle Menschen verspüren die Notwendigkeit, sich selbst zu heilen – und Yoga hilft dabei.

Das Gespräch führte Corinna Koch, die problemlos Krähe, Taube und den nach unten schauenden Hund meistert

## Eine alte Lehre für eine moderne Welt

Danny Paradise gehört zu den prominentesten Figuren der Yogaszene der westlichen Welt – sei es wegen seiner berühmten Schüler wie Sting und Madonna, sei es wegen seiner Pionierrolle als einer der ersten Yoga-Gurus überhaupt im Westen. In seinen Klassen verbindet Paradise die körperliche Ertüchtigung mit Vorlesungen („Talks“)

über die Ursprünge des Yogas, die seiner Auffassung nach nicht nur im mittelalterlichen Indien, sondern auch in vielen anderen Naturreligionen und frühen Hochkulturen wie jener der Mayas und der Ägypter zu finden sind.

Paradise selbst begann 1976 die „Asanas“ des Ashtanga-Yogas zu erlernen, als er David

Williams und Nancy Gilgoff, die ersten westlichen Lehrer dieses 1948 im südindischen Mysore begründeten Yogastils, in Hawaii traf. Paradise lebte dort damals als Barmusiker. Dank seiner außerordentlichen Begabung für die unterschiedlichen Yoga-Techniken war es Paradise möglich, sich auch die schwierigsten Asana-Übun-

gen innerhalb nur weniger Jahre anzueignen.

Und er entwickelte seinen eigenen Stil des Unterrichts, in dem er die alte, fernöstliche Lehre auf eine moderne westliche Welt anzuwenden wusste. Sein Erfolg dabei spiegelt sich in der großen Zahl seiner Anhänger und Nachahmer. Mehr zu Paradise' Lehre: [dannyparadise.com](http://dannyparadise.com). ck

FOTO: THOMAS KELLY/DANNYPARADISE.COM



Man sieht ein  
organisches  
Gewirr von  
Linien – könnte  
ein Wald sein,  
aber auch nicht

## Der Wald vor lauter Linien

**Kunststück** Linol kennen und hassen die meisten aus dem Schulunterricht. Auch Künstler begeistern sich nicht mehr oft für das Material. Dabei lässt sich mit Linoldrucken höchst moderne Kunst schaffen, die reproduziert und auf ihre Art sampelt

Linoldrucke und Text **Katharina Immekus**

**D**ie Linolschnitt-Technik kennt man gemeinhin als olle Aufgabe aus dem Kunstunterricht der frühen Klassen, wo sich nur alle mit stumpfen Messern in die Finger geschnitten haben. Dass Linoldruck nichts Altmodisches, Dekomäßiges oder gar Aussterbendes sein muss und wie man die Technik im Zusammenhang mit zeitgenössischer Kunst weiterentwickeln kann, dieses Interesse treibt mich bei meinen Arbeiten an.

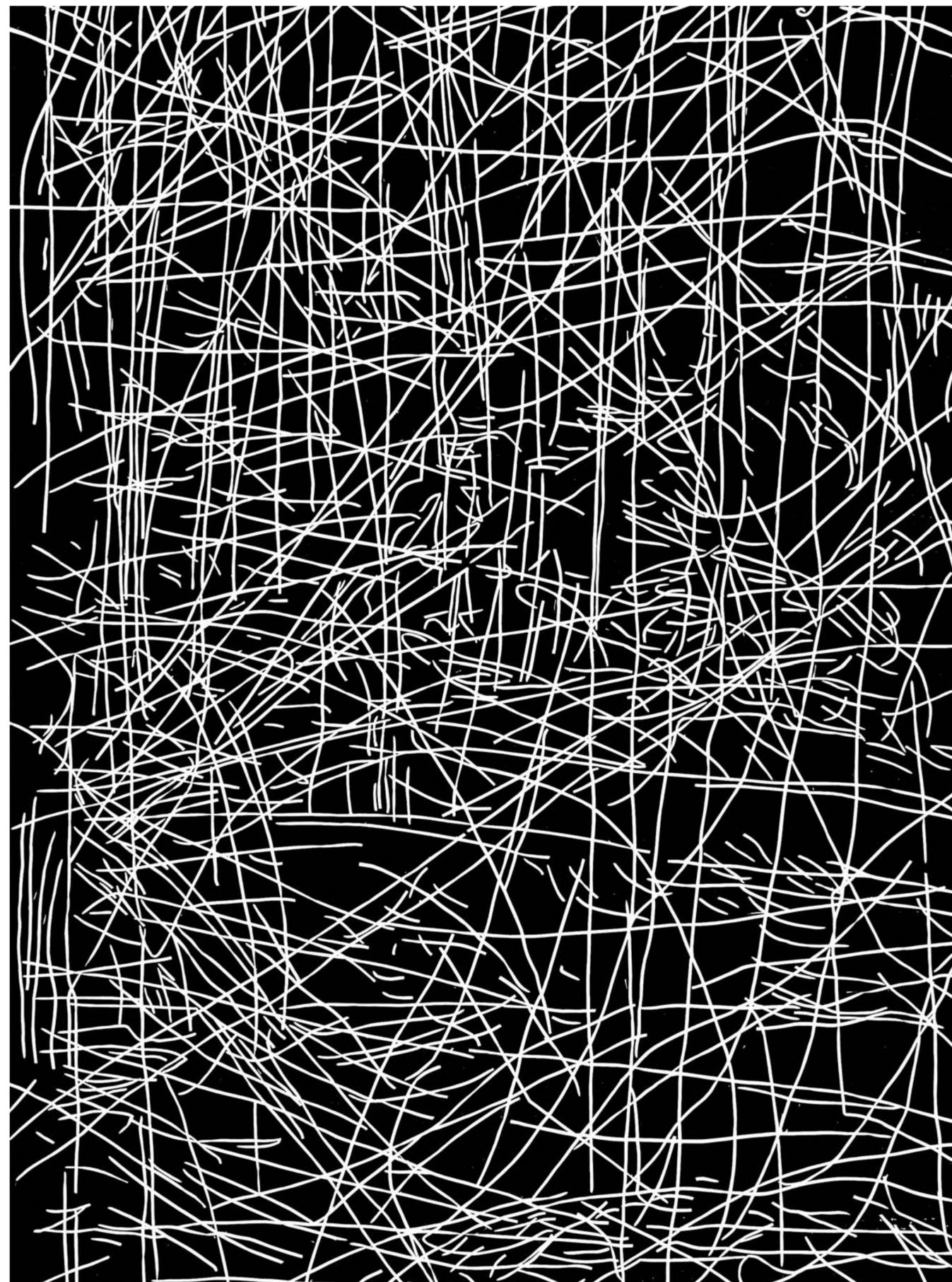
Die Irritation des Betrachters, die Verunsicherung, ob er nun vor einem Foto oder einer Edding-Zeichnung steht, ist dabei absolut gewollt und erwünscht. Die schwarze Fläche mit den weißen Linien, die Sie rechts sehen, gehört zu einer Landschaftsreihe, bei der ich zahlreiche Zeichnungen von Waldfotos übereinander gelegt habe, bis der Wald als solches nicht mehr zu erkennen war. Diese Zeichnungen dienten mir anschließend als Vorlagen für meine Linolschnitte.

Ich glaube, der Grund für meine Beschäftigung mit dem Experiment „Linolschnitt als Reproduktion von abstrakten Zeichnungen“, rührt auch daher, dass ich in letzter Zeit an den Punkt gekommen bin, an dem mich Geschichten nicht mehr so sehr interessieren. Jetzt finde ich ein offeneres, abstrakteres Bild, vom Wald oder anderen Landschaften, spannender. Man sieht ein organisches Gewirr von Linien, das vielleicht Wald sein könnte. Aber es könnte sich auch um etwas ganz anderes aus unserem Bildgedächtnis handeln. Die eine Hälfte der sechsteiligen Serie habe ich, wie Sie rechts sehen, im Weiß-Linienschnitt ge-

macht, bei den anderen drei Schnitten ist es andersrum: Fläche weiß und Linien schwarz – was um einiges aufwendiger ist. Denn alles, was schwarz ist, bleibt stehen und alles, was weiß sein soll, muss weggeschnitten werden. Aber genau darum geht es: das Prinzip Zeichnung umzudrehen. Üblicherweise ist ein Strich sehr schnell gezeichnet. Aber schneiden Sie mal viele Striche aus eine Fläche aus ...

Grundsätzlich fasziniert mich das Mischen der künstlerischen Medien und Techniken. Bei den Landschaften oben auf dieser Seite habe ich für die Vorlagen, mit Dokumentenfilmen gearbeitet. Ich wählte möglichst banale Motive und fotografierte die Umgebung, die nicht weiter als 500 Meter von meinem Haus entfernt ist. Ein Dokumentenfilm kennt keine Graustufen, weswegen er ursprünglich auch zum Ablichten von Dokumenten verwendet wurde. Die harten schwarz-weiß Abstufungen ermöglichten ein besseres Lesen der Schrift. Eine Landschaft besteht aber natürlicherweise aus Graustufen. Daher erzeugen die Linoldrucke, die auf diesen Fotos basieren, genau jene Irritation: Was sehe ich? Ein Foto? Eine Kopie? Eine Zeichnung? Oder einen Linoldruck?

**Katharina Immekus**, geboren 1970 in Olpe, hat in Leipzig und Kopenhagen Malerei studiert. Eine Auswahl ihrer Arbeiten, unter anderem Klischeedrucke von Phantombildern einiger ihrer Freunde, sind in der Leipziger Galerie B2 zu sehen: [galerie-b2.de](http://galerie-b2.de). Publikationen ihrer Arbeiten sind im Lubokverlag erschienen [lubok.de](http://lubok.de)





Frauensache  
Männersache

## Ist es emanzipiert, gegen die eigenen Interessen zu sein?

**E**igentlich haben wir gedacht, dass wir endlich verstanden haben: Mann kann nur glücklich sein, wenn Frau an seiner Seite frei ist. Und deshalb lacht der Prenzlauer-Berg-Vater schon lange nicht mehr über die Emanzipation. Er lebt die Gleichberechtigung, übernimmt die Kinderbetreuung und empört sich über Medien, in denen die Frau als Sex-Objekt dargestellt wird – für eine Frauenquote ist er sowieso. Wer will sich heute schon vorwerfen lassen, seine Frau zu unterdrücken? Wir haben längst begriffen, dass Liebe am schönsten ist, wenn sie gleichberechtigt stattfindet. Wenn das Wir aus einem starken Du und einem starken Ich entsteht.

So weit, so gut. Aber was ist eigentlich mit den Frauen los? Quote, Herdprämie – Mädels: was wollt ihr denn nun? Von der Leyen, Schröder, Merkel. Ein bisschen erinnert dieses Dreigespann an alte Studenten-WGs: Bei uns Kerlen ging es nicht immer ordentlich zu, aber wir hatten wenigstens Spaß, während in den blankpolierten Damen-WGs oft heilloser Zickenstreit tobte. Wie kommen Politikerinnen in einer Zeit, in der Männer endlich bereit sind, für Gleichberechtigung zu kämpfen, auf die Herdprämie? Und wieso streiten Frauen untereinander über die Quote? Da muss Mann erst einmal nachkommen.

Vielleicht ist es ja so, dass wir Männer – mal wieder – viel langsamer sind als die Frauen. Dass Emanzipation in zwischen bedeutet, dass Frauen auch das Recht haben, gegen ihre eigenen Interessen zu stimmen. Während einige Mütter Barbies am liebsten in einem „Toy's-are-us“-Autodafé verbrennen würden, finden andere es total emanzipiert, ihren Töchtern eine solche Puppe auf den Gabentisch zu legen. Hauptsache, wir Männer schreiben den Frauen nicht vor, wie Emanzipation geht.

Das ist für uns absolut in Ordnung. Wir haben kein Problem damit, aufzuhören, uns für die Ziele der Frauenbewegung einzusetzen. Wir können auch unsere Spielzeugautos wieder herausholen und uns nur um unsere Sachen kümmern. Aber dass CDU-Politikerinnen nun ausgerechnet Volker Kauder als Vermittler anrufen – das enttäuscht einen Prenzlauer-Berg-Vater dann schon. Ist die Frau und ihr Ruf nach Emanzipation am Ende doch nur ein Mythos? Oder sollte die Gleichberechtigung inzwischen so weit sein, dass die Grenzen so verschwommen sind? Oder haben wir Männer da – mal wieder – etwas falsch verstanden?

Axel Brüggemann

Axel Brüggemann wird von seiner Tochter oft dazu gezwungen, Barbie zu spielen



Die Welt ein bisschen besser machen: Gemma Arterton engagiert sich abseits roter Teppiche auch für den Schutz des Regenwalds

# Nie mehr Bond-Girl!

**Rollenwechsel** Gemma Arterton war im letzten James-Bond-Film das hübsche Accessoire. Nun sieht sie sich als Feministin

■ **Emine Saner**

**I**hre erste Filmrolle war Mickey Mouse. Gemma Arterton war damals fünf, ihre Schwester mimte Donald Duck. „Es gibt ein Video, auf dem wir erst ‚Mickey Mouse‘ schauen und ich dann meine Schwester zwingen, es mit mir nachzuspielen. So was habe ich ständig gemacht – einfach imitiert.“

Disney-Filme seien so ziemlich die einzige Kunstform gewesen, mit der sie in ihrer Kindheit in Berührung gekommen sei, sagt Arterton: „Meine Familie war nie kulturell interessiert in dem Sinne, dass wir ins Theater gegangen wären. Und mit Filmen konnte meine Mutter nicht viel anfangen.“ Erst mit 16 Jahren erfährt sie, dass die Schauspielerei ein richtiger Beruf sein kann. Von dieser Erkenntnis bis heute hat sie einen schwindelerregend steilen Weg zurückgelegt – über einen Schauspielkurs zu einem Platz an der elitären Royal Academy of Dramatic Art. Seit sie dort vor vier

Jahren ihren Abschluss gemacht hat, war die 25-jährige Britin auf der Bühne in Stücken von Shakespeare und Ibsen zu sehen. Außerdem drehte sie Independentfilme und Big-Budget-Produktionen.

Und dennoch: Seit ihrem Auftritt im letzten James-Bond-Film *Ein Quantum Trost* an der Seite von Daniel Craig wird sie in der Öffentlichkeit vor allem als eines wahrgenommen: als Sexobjekt. Auch drei Jahre nach dem tragischen Ende ihrer Filmfigur Strawberry Fields, die als in Öl getränkte Leiche auf dem Bett von Bond endete, heißt sie in Zeitungsartikeln meist nur „Bondgirl Gemma Arterton“. Dabei hat sie sich seitdem mit kritischen Aussagen auch den Ruf erarbeitet, kein Blatt vor den Mund zu nehmen, wenn es um den Druck geht, dem junge Frauen in der Filmbranche ausgesetzt sind: dünn zu sein etwa oder den Mund halten zu müssen. In einer Welt, in der junge Stars auf Medientauglichkeit gebürstet werden, indem man ihnen Persönlichkeit und Haltung abtrainiert, hat jemand wie Arterton schon Seltenheitswert.

## Chauvinistische Branche

In einem Interview sagte sie einmal, dass man es in der Filmbranche als Feministin schwer habe. Was meinte sie damit? „Die Industrie ist einfach dermaßen männerdominiert“, erklärt sie und dreht die Augen. „Man kann schon Feministin sein. Es ist nur schwierig, weil es irgendwann auf einen zurückfällt. Im vergangenen Jahr ist es aber besser geworden, weil die Leute inzwischen wissen, dass ich Feministin bin.“ Trägt sie einen Button, auf dem das steht – oder woher wissen die Leute es? „Ich selbst merke es daran, wie ich angesprochen oder betrachtet werde. Im vergangenen Jahr wurde mir als Schauspielerin mehr Respekt entgegengebracht.“ Das liege auch daran, dass sie sich inzwischen genau aussuche, mit wem sie arbeite. „Inzwischen ist die Rollenwahl eine beidseitige Entscheidung – nicht eine, bei der ich bloß darum bitte, mitmachen zu dürfen.“

Als sie angefangen habe, „war es, als habe die Welt mir einen Gefallen getan“, sagt sie. „Besonders bei den größeren Filmen war es frustrierend vermittelt zu bekommen, was für ein Glück ich hätte, und dass ich deshalb lieber die Klappe halten sollte.“ Wurde ihren Vorschlägen keine Beachtung geschenkt? Gab es Dinge, die sie nicht ma-

chen wollte? „Ja. Oder es galten Dinge als wichtig, an die ich nicht glaubte. Ich sollte eigentlich keine großen kommerziellen Filme machen, weil ich nicht daran glaube, dass ...“ Sie beendet den Satz nicht. „Die Branche ist insgesamt chauvinistisch. Es gibt bestimmte Erwartungen, wie Frauen aussehen sollten, was sie sagen und tragen, wie ihre Haare sein und welche Hautfarbe sie haben sollten. So wird es immer sein. Am Theater oder bei Independentfilmen ist es anders. Deshalb tendiere ich momentan auch eher in diese Richtung, weil ich sonst einen Kampf führen würde, der nicht zu gewinnen ist. Man handelt sich nur den Ruf des Großmauls ein, das Ärger hat, weil es sagt, was es denkt. Ich habe mir schließlich die Frage gestellt, ob ich lieber etwas sage – oder stille Feministin werde.“

Ist es überhaupt möglich, eine stille Feministin zu sein und seine Ansichten für sich zu behalten? „Das fällt mir manchmal nicht leicht. Aber ich bin keine Kämpferin. Manchmal sage ich etwas und bin dann verletzt, weil die Sachen falsch gedeutet oder falsch dargestellt werden. Manchmal ist es aber auch schwierig, etwas zu sagen, weil man Gefahr läuft, eher als Sprecherin für irgendetwas wahrgenommen zu werden denn als Schauspielerin. Das will ich

selbst öffentlich als Feministin beschreibt (auch eine, die sich schon bis auf Slip und Strapse für Männermagazine ausgezogen hat – aber vielleicht gehört das ja wie ihre Nebenrollen als Sexobjekt nun der Vergangenheit an). Arterton wünscht sich, mehr Frauen würden zu ihrer feministischen Haltung stehen, immerhin hätten die meisten diese doch. „Es ist hart zu sehen, wenn Frauen sich nicht gegenseitig unterstützen. Ich weiß nicht, warum es immer noch oft als Tabu gilt, sich als Feministin zu bezeichnen. Die Leute glauben wohl, Feministinnen spuckten Männer an.“

## Mädchen aus der Unterschicht

Artertons Vater, ein Schweißler, und ihre Mutter, eine Putzfrau, trennten sich, als sie fünf war. Ihre Familie beschreibt sie als „groß und dysfunktional“, aber glücklich. Nach der Trennung ihrer Eltern lebte sie mit Mutter und Schwester in einer Sozial-siedlung im südenenglischen Gravesend. Auf der Schauspielschule war sie das Unterschicht-Mädchen zwischen lauter Oxbridge-Absolventen.

Ihr Akzent verrät heute nichts mehr über ihre Herkunft, das war aber nicht immer so. Regisseur Stephen Frears schickte sie für den Film *Immer Drama um Tamara* zu einem Sprechtrainer, damit sie ihr Näslein loswurde, das typisch ist für Leute aus der Gafschafft Kent. „An der Schauspielschule wurde mir gesagt, ich solle es ändern, es würde mich behindern. Das habe ich gemacht. Inzwischen hat es sich aber mit einem ganz eigenen Klang seinen Weg zurückgebahnt. Ich falle auch sofort in meine alte Sprechweise zurück, wenn ich zu Hause bin oder zehn Minuten mit meinem Vater verbringe.“

Ihre feministischen Ansichten verdanke sie vor allem ihrer Mutter und ihrer Tante, die beide entscheidenden Einfluss auf ihre Erziehung gehabt hätten, sagt sie. „Meine Tante ist lesbisch und sehr feministisch eingestellt. Ich wurde von diesen zwei Frauen großgezogen, was mich sehr ...“ Sie bricht ab und setzt noch mal an: „Wir waren nie Männerhasserinnen oder so. Wir schätzen es einfach, Frauen zu sein.“

Emine Saner schreibt für den *Guardian* vor allem über Popkultur und Gesellschaftsthemen. Übersetzung: Zilla Hofman

ANZEIGE

der Freitag  
Das Meinungsmedium

# Das Unbehagen in der Gesellschaft

oder wie sich Freiheit und Angst verbinden

Alain Ehrenberg im Gespräch mit Carolin Emcke

# streitraum

So 18.12., 12 Uhr  
schaubühne



Kurfürstendamm 153 | 10709 Berlin  
www.schaubuehne.de | Tickets: 030.890023  
2,50 Euro | Ermäßigungsrechte frei

**Bequemer Alltag** Die Waschmaschine

# In die Gänge gekommen

■ Gina Bucher

**W**er macht die Wäsche? Was noch vor 50 Jahren simpel mit „die Hausfrau“ beantwortet wurde, ist heute zu einer komplexen Frage geworden. Trotz fortgeschrittener Gleichberechtigung zwischen Mann und Frau sowie vollautomatischer Waschmaschine, die mittlerweile in beinahe allen Haushalten steht, löst dieses Thema Konflikte aus. Fragt man WG-Freunde oder Pärchen, die ihr Zusammenleben als gleichberechtigt-demokratisch bezeichnen würden, sind die Antworten ambivalent, wenn auch auffallend geschlechtsneutral.

Es gibt jene, die selbst nach langjähriger Beziehung auf getrennten Waschkörben bestehen, weil eine gemeinsame Wäsche zu intim wäre oder der eine mit dem Stil des anderen, die Wäsche zusammen zu legen, unzufrieden ist. Manche trauen dem anderen nicht zu, die Wäsche nach Farbe zu sortieren und einen entsprechenden Waschgang auszuwählen. Und es gibt Menschen, die mit dem Aufhänge-Stil ihres/r Liebsten oder ihrer Mitbewohner nicht einverstanden sind. In einigen Haushalten ist die Wäsche reine Männer-, in anderen Frauensache.

## Von Hand geschrubbt

In der Mitte des vergangenen Jahrhunderts wäre noch niemand auf die Idee gekommen, die Wäsche getrennt zu waschen. Ohne einen Waschvollautomaten war Waschen anstrengende Arbeit. Damals hat mitunter einen Tag gedauert, was heute in etwa 120 Minuten erledigt wird. Wer das nicht erlebt hat, kann sich kaum mehr vorstellen, wie unsere Großmütter sich abmühten.

Neben der „kleinen Wäsche“ (die die Hausfrau sowieso regelmäßig zu bewältigen hatte), gab es einmal im Monat die „große Wäsche“. Dieses äußerst mühsame Unterfangen wird von Zeitzeugen als spektakulär beschrieben: Was heute verhältnismäßig kleine, wenn auch nicht weniger kompakte Maschinen schaffen, erledigte damals eine Waschküche, inklusive einer ganzen Familie – wenn auch die Frauen am meisten damit beschäftigt waren.

Wurzelbürste und Waschzange, Kernseife und Schmierseife wurden bereit gelegt; Wasser wurde in schweren Eimern angeschleppt und bereits am Vorabend wurde die weiße Wäsche in Bottichen über Nacht eingeweicht. Wasser wurde sparsam verwendet, es musste für mehrere Waschgänge reichen. Waschen allein war noch handhabbar, sehr mühsam wurde das Spülen und Auswringen der Wäsche. Schließlich musste alles von Hand geschrubbt und gewalkt werden.

Zwar gehörten Wäscheschleudern bald zur Infrastruktur eines Haushalts, doch erst in den fünfziger Jahren kamen in Deutschland die Waschmaschinen auf den Markt.



ILLUSTRATION: JULIA GÜTHER FÜR DER FREITAG

## Der Fernseher wurde noch vor der Waschmaschine angeschafft

Beworben wurden die Wundergeräte mit Slogans wie „Kluge Frauen lassen für sich waschen“. Obwohl es an solchen nicht mangelte, verbreitete sich die Waschmaschine nicht so rasant wie man annehmen könnte. Denn die meisten Haushalte investierten zuerst in Unterhaltungs- statt in Haushaltsgeräte. In den zwanziger Jahren setzte sich das Radio gegen die praktische Backröhre durch; in den sechziger Jahren wurde der Fernseher vor der Waschmaschine angeschafft.

Diese Prioritäten in den Kaufentscheidungen beschreiben auch die sozialen Strukturen der Familien: Zwar war die Waschmaschine 1960 eine Erleichterung, doch half sie „nur“ der Hausfrau, während der Fernseher für die

gesamte Familie der Anschluss an und das Fenster zur Welt war.

Bereits vor der elektrischen Waschmaschine gab es mechanische Versuche, die Wäsche zu waschen. Der Pionier der Waschmaschine, die später von Amerikanern patentiert und in Serie hergestellt wurde, war ein Geistlicher aus Querfurt. Der deutsche Pfarrer Jacob Christian Schäffer publizierte 1766 unter dem umständlichen Titel *Die bequeme und höchstvorteilhafte Waschmaschine – wie solche in den damit gemachten Versuchen bewährt gefunden und damit dieselbe umso sicherer und nützlicher gebraucht werden könne hin und wieder abgeändert und verbessert worden* eine Mischung aus Verkaufsprospekt und Gebrauchsanweisung für seine Rührflügelmaschine. Das aus Holz gebaute Gerät (ein Waschzuber, der auf einem Waschwerk sitzt) gilt als Vorgänger der Waschmaschine – dabei wollte der umtriebige Theologe ursprünglich Papier herstellen.

## Heiß und ohne Seife

Nicht nur an den Maschinen wird bis heute getüfelt, auch an den Waschmitteln. Bevor Tenside und schließlich Enzyme ihre Wirkung entfalteten, machte die so genannte Rasenbleiche die Wäsche weiß und kämpften Salz, Asche aus Holz, Soda, Kalk und Talg gegen den Schmutz.

James T. King, der 1851 die Zylinder-Waschmaschine erfand, die die Zirkulation von Dampf und heißem Wasser nutzte, beschrieb diesen Schmutz als „Gemisch, das von öligen, klebrigen Partikeln oder Gemüseresten zusammengehalten wird und an dem Gewebe haftet“. Nur Waschen helfe dagegen, dies bedeute „Auflösung dieses Zusammenhalts“.

Die Maschinen von heute brauchen weniger Wasser und laufen mit niedriger Temperatur. Sie werden aber häufig falsch bedient: Die meisten Menschen verwenden eine zu hohe Waschmittel-Dosis.

Vernon Schmidt, seit Jahrzehnten Mechaniker für Haushaltsapparate in Indiana, beschreibt in seinem Ratgeberbuch *Appliance Handbook for Women: Simple Enough Even Men Can Understand* einen einfachen Test: Man solle fünf Minuten lang sechs Kleidungsstücke ohne Seife heiß waschen. Entsteht im Wasser Seifenschaum oder auch nur ein Seifenfilm, habe man bei den vorherigen Waschgängen zu viel Waschmittel verwendet. Das geschieht Frauen genauso wie Männern.

» Dies ist der letzte Teil einer losen Reihe, konzipiert von Gina Bucher, in der die Autorin erzählt hat, wie sich unser Alltag durch Haushaltsgeräte verändert – meist revolutioniert, selten verkompliziert – hat. In kleinen Essays stellte sie dar, was man mit diesen Geräten tun oder auch lassen sollte. Alle Teile der Serie finden Sie unter [freitag.de/bequemeralltag](http://freitag.de/bequemeralltag)



**Koch oder Gärtner?** Heute der Koch. Jörn Kabisch beantwortet alle Fragen rund um den Herd

## Wann gibt es wieder Sprossen?

**Es gibt wieder Sprossen.** Ist das das letzte Zeichen dafür, dass die Deutschen EHEC vergessen haben? Tomaten und Gurken essen wir ja schon seit langem wieder, Sprossen selbst sind noch nicht ganz rehabilitiert. Erst Ende November hieß es: Auslöser der Epidemie waren Keimlinge von ägyptischen Bockshornkleesamen. Das Sortiment mit Sprossen von Senf, Rettich, Fenchel, Mungbohnen, Alfalfa, Rotkohl oder Linsen allerdings wächst in der Gemüseabteilung meines Händlers. Fast jede Woche kommt eine Sorte dazu. Das freut mich. Ich stand schon kurz vor der Entscheidung, selbst Keimlinge auf der Fensterbank ziehen zu müssen. Obwohl das in meinem Haushalt genau so wenig denkbar ist wie die Anschaffung einer Getreidemühle oder eines Brotbackautomaten.

Auch die Sprossen selbst hatten lange ein Öko-Image. Diese Knäuel aus blässlichen Fäden dienen doch nur dazu, fade vegetarische Eintöpfe oder Salate optisch aufzupeppen – das war auch für einige Zeit meine Meinung zum Thema. Aber das Interesse für die asiatische Küche hat mich gelehrt, was das für ein blödes Vorurteil war. Seit Jahrhunderten verschwanden wir in Europa Energie, und zwar im ganz buchstäblichen Sinne, damit Bohnen und Hülsenfrüchte durch den Darm passen. Stundenlang werden sie eingeweicht und dann lange gekocht, sorgen aber trotzdem noch für reichlich Blähungen. Für den Geschmack muss man sich auch noch reichlich was einfallen lassen.

In Asien dagegen hat man gelernt, die Natur machen zu lassen. Dort werden Soja- und

Mungbohnen vor allem als Sprossen verwendet. Nach ein paar Tagen in feuchtwarmer Wärme platzen die Hülsen und kleine Triebe brechen hervor. Es ist nicht nur energetisch clever, so zu verfahren. Bei der Keimung werden genau die Kohlenhydrate abgebaut, die den Darm belasten. Der Geschmack bleibt dabei erhalten, meist schmecken Sprossen sogar ein wenig süßer als das Gemüse, das einmal an ihnen hängen würde, wenn wir sie uns nicht vorher in den Mund stecken würden.

Noch dazu sind Sprossen von einer frischen Knackigkeit. In einer Küche, in der das höchste Lob noch immer saftigem, zartem Fleisch gilt, also bei uns, passt das junge Gemüse nur in Salate. Ich habe dieses Weichheits-Credo satt. Ich finde, auch die Beißerchen sollen ihren Spaß haben.

Ich wiederhole mich vielleicht, aber es ist die Kombination aus leicht und hart zu Beißendem, die ein Gericht vollmundig macht. Ein Stück Fleisch zusammen mit ein paar Rettich-Sprossen im Mund – da bekommt man einen völlig anderen Eindruck, was ein zartes Steak sein kann. Nach solchen Kontrasten zu suchen, das hat die asiatische Küche uns voraus, in asiatischen Lokalen hierzulande vermisse ich das leider oft.

Aber weg von Fernost. Lassen sich Sprossen in die europäische Küche integrieren? Ich meine ja, und denke dabei nicht nur an das Sandwich, den Burger oder andere Klappbrot-Varianten, in denen sich Sprossen genauso wie die gute alte Gartenkresse immer gut machen. Ich habe neulich einen Berg Kohlrabi-Keimlinge unter rassisg scharfe Spaghetti

Aglio e Olio gemengt. Köstlich. Und ich mag auch die ätherische Schärfe von Senfsprossen in einem cremigen Rührer.

Solche Vorschläge klingen, als ob es sich um exotische Zutaten handeln würde. Aber das sind sie nicht. Sprossen wachsen auch in Ihrer Nähe. Für einen langen, weiten Transport sind sie viel zu verderblich. Sie wachsen noch in der Verpackung, und sind dort auch anfällig für Bakterien und Pilze. Es ist schlimmer als mit Fisch. Sprossen sollte man nach dem Regionalprinzip auswählen, wie weit der Weg zum Erzeuger ist. Und während ich dies schreibe, schaue ich zur Fensterbank.

» **Community** Haben Sie eine Frage an den Koch? Dann stellen Sie sie auf [freitag.de/kochodergaertner](http://freitag.de/kochodergaertner)

**Community**  
Blog

## koslowski erinnert an einen mutigen Dorfpastor

**A**uf der Fahrt zum Weihnachtsmarkt kamen wir an der Dorfkirche von R. vorbei. Sie ist bekannt für ihren geschnitzten Altar aus dem Jahre 1520 und dafür, dass der spätere Reichsbischof Müller der Deutschen Evangelischen Kirche hier von 1908 bis 1914 seine erste Pfarrstelle gehabt hatte. Mich erinnert sie an den Pfarrer B., der mich hier 1958 konfirmiert hatte.

Meine Geschichte mit Pastor B. begann damit, dass mein Kumpel und ich ( beide etwa 6 Jahre alt ) ein leeres Portemonnaie an den Rand der Dorfstraße legten, an einem dünnen Faden mit uns verbunden. Wir warteten hinter der Hecke auf Passanten, die sich niederbeugten. Wir wollten dann das Portemonnaie schnell wegziehen. Das klappte, leider auch mit Pastor B., der sich bei der Oma beschränkte – mit dem Erfolg, dass meine Mutter Hausarrest verordnete.

Pastor B. legte später ein gutes Wort für uns ein, als wir die frischen Blumen eines Grabes auf mehrere Gräber verteilt hatten, weil wir es ungerecht fanden, dass alle Blumen auf einem einzigen Grab lagen. Er beruhigte irgendwie die empörte, frisch gebackene Witwe.

## Guter Mensch und Christ

Als ich in der Kreisstadt das Gymnasium besuchte und meine Versetzung wegen schlechter Leistungen in Latein gefährdet war, gab mir Pastor B. kostenlose Nachhilfestunden; sein Arbeitszimmer mit vollen Bücherregalen beeindruckte mich, und eine Zeitlang fand ich seinen Rat, später Theologie zu studieren, schmeichelhaft und bedenkenswert.

Etwa 10 Jahre danach fand ich in den Entnazifizierungsakten meines Vaters („Kategorie IV: Mitläufer“) ein Schreiben von Pastor B., in dem er diesem bescheinigte, ein guter Mensch und Christ gewesen zu sein, der niemandem Böses zugefügt habe. Kurz vor ihrem Tod erzählte mir die Oma, dass sie ihren Mann (meinen Opa, einen Malermeister) daran gehindert habe, in die NSDAP einzutreten, weil ihr Pastor B. erklärt habe, dass die Nazis Feinde des Glaubens und der evangelischen Kirche seien. Weil der Opa kein Mitglied der NSDAP gewesen sei, hätten ihn die Engländer 1945 zum Bürgermeister der Gemeinde gemacht.

Noch später nahm mich Pastor B. in seinem Ford Taunus mit, als ich mein Studium in Hamburg begann. Er besuchte Verwandte an der nordfriesischen Küste und setzte mich voller Vertrauen in Gott und meine sittliche Reife auf der Reeperbahn ab.

Und irgendwann erfuhr ich, dass der ganz junge Pastor B., ein Mitglied der Bekennenden Kirche, die Schlüssel der Dorfkirche hatte verschwinden lassen, als der Reichsbischof Müller (ein Deutscher Christ) in den späten 30er Jahren seine alte Gemeinde besuchte und dort einen Gottesdienst halten wollte. Der habe wütend mit seinem Tross abfahren müssen und sei nie mehr in seine alte Gemeinde zurückgekehrt.

Pastor B. starb Ende der 70er Jahre. Bei seiner Beerdigung an einem stürmischen Tag im Herbst in seiner nordfriesischen Heimat war ich dabei. Seitdem habe ich nur noch bei Hochzeiten, Taufen und Beerdigungen an Gottesdiensten teilgenommen. Trotz Pastor B.

Aber das ist eine ganz andere Geschichte.

**koslowski** lebt als Pensionär in Bielefeld und bloggt auf [freitag.de](http://freitag.de) über seinen Alltag, manchmal auch über Literatur

» [freitag.de/community](http://freitag.de/community)

# A-Z BASISWISSEN Philosophie



FOTO: ASSMANN/DPA

**Was können wir wissen?** Die Philosophie bietet meist nicht die Antworten zu Fragen, sondern die Fragen zu Antworten. Nichtsdestotrotz ist das Philosophieren zur Zeit erstaunlich bestsellertauglich und vermarktbar. Für den Fall, dass Sie sich daran gerne beteiligen wollen, hier unsere kleine Einführung

## A

**A priori** „Denk immer daran: A priori ist Philosophie auch nur eine Art von Belletristik“, sagte im ersten Semester ein Dozent zu mir. Ich brauchte fast das ganze Studium, um diesen Satz zu verstehen. Unterhaltungsliteratur? Dazu eignen sich philosophische Werke zwar nicht, dazu werden sie aber, wenn man sich lang genug unter Gleichgesinnten mit der Materie beschäftigt. Kants *Kritik der reinen Vernunft* unterscheidet dann kaum vom Ikea-Katalog, nur dass der jedes Jahr neu erscheint. Und: **Kein Philosoph hat je etwas geschrieben, mit dem er Zeitgenossen nicht schocken oder viel öfter erfreuen und auch unterhalten wollte.** Solch niedere Motive zu verklausulieren, ist die große Kunst der Disziplin. Nein, die Betrachtung der Wissenschaft als Unterhaltungsfach ist kein schlechte. „A priori“ ist in der Philosophie der Fachbegriff für Vorurteil, und das Vorurteil ist die Grundnahrung jedes Denkers. Spätestens hier erwarte ich Widerspruch. *Jörn Kabisch*

## D

**Diskursethik** Wer nicht einfach nach Belieben handeln will, sondern nach ethischen Normen, steht unweigerlich vor der Frage, welche Normen das denn sein sollen. Sagen ja schließlich alle was anderes. **Jürgen Habermas zum Beispiel meint: Eine Norm ist dann gültig, wenn alle die davon betroffen sind, ihr in einem zwanglosen Gespräch – einem Diskurs – zustimmen können.** Warum aber sollte jemand diesem Satz folgen? Weil

ihm niemand widersprechen kann, ohne sich selbst in einen Widerspruch zu verwickeln, sagen Diskurs-Ethiker. Schließlich müsste jeder ernstzunehmende Kritiker für seinen Widerspruch selbst Argumente vorbringen. Zugleich gilt: Wer andere mit dem „zwanglosen Zwang des besseren Arguments“ zu überzeugen sucht (und nicht mit Gewalt oder Versprechungen), hat die anderen schon als vernünftige Gegenüber anerkannt. Ein Kritiker müsste also versuchen, vernünftig zu argumentieren, dass andere Vernünftige nicht argumentieren dürfen – und sich damit selbst widerlegen. *Steffen Kraft*

## H

**Hegel** Die *Phänomenologie des Geistes* (1807) gilt als wichtigstes Werk des deutschen Philosophen Georg Wilhelm Friedrich Hegel (1770–1831), eines Hauptvertreters der Philosophie des deutschen Idealismus. „Das Geistige allein ist das Wirkliche“ sagt Hegel, soll heißen, alles was wir sehen, Menschen, Tiere, Natur, ist von geistigem Charakter.

Diese These von der Gemeinsamkeit der Dinge führt Hegel zu seinem Ansatz der philosophischen Theologie. Der sogenannte Weltgeist liege auch historischen Entwicklungen zugrunde, der Einzelne sei nur das Werkzeug. Moralische Beurteilungen geschichtlicher Ereignisse wie Kriege können somit als vom Individuum unabhängige Objektivierungen des Weltgeistes interpretiert werden. **Individuen, Völker, Epochen sind für Hegel nur notwendige Durchgangsstadien für den großen weltgeschichtlichen Prozess.**

Stark geprägt von Hegels Lehre entwickelte Karl Marx aus dem Idealismus seinen → Materialismus, aber das ist eine andere Geschichte. *Sophia Hoffmann*

## K

**Kontingenz** Es gab eine Zeit, da blieb einfach nichts dem Zufall überlassen. Dass es die Welt und die Art, wie Menschen darauf „westen“, überhaupt gab, schien Beweis genug für die Existenz eines Gottes. Der wurde dann philosophisch abgeräumt, damit man die Sache in die eigene Hand nehmen konnte. Ganz ohne Leitplanken mochte man sich dem Lauf der Geschichte aber doch nicht anvertrauen, so kam die Geschichtsphilosophie in die Welt. **Dumm nur, dass die Geschichte nicht so wollte wie die Philosophen;** das brachte die Skeptiker auf den Plan, die das postmoderne *anything goes* ausriefen und die chaotischen Ereignisse gar nicht mehr auf Reihe bringen wollten. Wer damals „Wahrheit“ sagte, wurde sofort mit dem Lob der Kontingenz, Inbegriff intellektueller Tugend, massakriert. Komisch nur, dass inmitten der chaotischsten ökonomischen Situation die Sehnsucht nach Bändigung wieder aufscheint. *Ulrike Baureithel*

**Kritik** Als Kant die Vernunft kritisierte, wollte er die Bedingungen der Möglichkeit von Erkenntnis aufzeigen und ihre Grenzen bestimmen, jenseits derer die Religion zu ihrem Recht kommen sollte. → **Hegels Versuch, das so Getrennte wieder zu vereinen, kritisierte Marx als rein gedankliche Versöhnung.** In der Kritik der Religion sah er die Voraussetzung aller Kritik und fand die Bedingung ihrer Möglichkeit im weltlichen Elend. Um dessen Unvernunft zu ergründen, untersuchte er die Grenzen des Geltungsbereichs der politischen Ökonomie und fand sie in der mangelnden Geschichtlichkeit ihrer Begriffe. Seit dem „Ende der Geschichte“ kann sich die Philosophie wieder mit sich selbst beschäftigen. *Holger Hutt*

## M

**Materialismus** „Das Sein bestimmt das Bewußtsein“ ist ein materialistischer Satz. Doch was ist Materialismus, was ist Materie? Darüber sind recht simple Vorstellungen in Umlauf gewesen. Zum Beispiel, die wirklichen Dinge seien materiell, auf sie also müsse alles Ideelle zurückgeführt werden. Oder: Es müsse sich nicht um Dinge handeln, jedenfalls aber um Sachen, die außerhalb des Bewußtseins und ohne es existierten, wie die Energie.

Im Marxismus hat erst Ernst Bloch darauf hingewiesen, dass der Begriff Materie, seit seinem ersten Auftauchen bei Aristoteles, das Mögliche bedeutet. Und so versteht man erst, was Marx (→ Kritik) sagen will: **Dass das Sein ein Möglichkeitsraum ist und als solcher Grenzen hat** – in jeder historisch bestimmten Situation andere –, die das Bewusstsein nicht überschreiten kann. Dann bleibt aber die Freiheit, innerhalb des Raums so oder anders zu interpretieren beziehungsweise zu handeln. *Michael Jäger*

## N

**Nihilismus** Eine Gesellschaft wird laut Friedrich Nietzsche nihilistisch, wenn sie ihre obersten Werte verliert und nicht mehr instand ist, auf Ziele hin zu existieren; wenn solche nicht mehr entdeckt, ja gar nicht mehr gesucht werden.

War dann nicht die Proklamation eines „Endes der Geschichte“ nach 1990 (→ Kritik) eine nihilistische Proklamation? Damit wurde gesagt, es könne besser nicht mehr kommen, schlimmer auch nicht. Denn Geschichte ist Bewegung zu etwas hin, das noch nicht da ist. Aber beide Behauptungen waren absurd. Und so bleibt nur „Uns fällt nichts ein“ übrig. **Gegen solchen Nihilismus steht das Werk Ernst Blochs** (Foto). Dessen Philosophie der Hoffnung, des Noch Nicht, setzt Nietzsches Philosophie voraus und beantwortet sie marxistisch. Das hängt so zusammen: Marx handelt vom Kapital, einer unendlichen, also ziellosen („Wachstums-“)Bewegung; dazu ist Nihilismus, zielloses Existieren, die passende Ergänzung. *MJ*

## P

**Politische Philosophie** Was ist Öffentlichkeit? Keine philosophische Frage hat heute mehr Aufmerksamkeit verdient. Öffentlich ist für den US-Pragmatisten John Dewey Handeln, dessen Folgen mehr als die an ihm beteiligten Menschen betrifft. Diese Öffentlichkeit ist für Hannah Arendt der Bereich, in dem Menschen nicht nur reproduzieren oder herstellen. Sondern handeln: sich in Gemeinsamkeit und Differenz zu anderen erst selbst kennenlernen und dann Dinge tun, deren Ausgang unvorhersehbar ist. Am besten, das bringt Dewey und Arendt zusammen, erfährt der Mensch Öffentlichkeit im „Verkehr von Angesicht zu Angesicht“ (Dewey), wenn er „den eigenen Faden in ein Gewebe“ schlägt, „das man nicht selbst gemacht hat“ (Arendt). **Öffentlichkeit und damit Demokratie lassen sich am besten im Kleinen erfahren, das wortwörtlich greifbar ist.** Zuletzt am Stuttgarter Hauptbahnhof – egal, wie der Bürgerentscheid ausgefallen ist. *Sebastian Puschner*

**Programm** Der Ursprung der Philosophie liegt laut Aristoteles im Staunen. Verwundert über dies oder das in der Welt kratzt sich der Mensch am Kopf, das Philosophieren beginnt. Während viele Fragestellungen berechtigt oder zumindest originell sind, hat Kant das Programm der Philosophie auf drei Fragezeichen ge-

bracht: **Was kann ich wissen? Was soll ich tun? Was darf ich hoffen?** Gebündelt hat sie der Königsberger in der Gattungsfrage: Was ist der Mensch?

Derart auf den Punkt gebracht, war die philosophische Disziplin damit in ihren Bereichen Erkenntnistheorie/Metaphysik, Ethik sowie Religion/Kunst abgesteckt und lehrplangerecht serviert. Auch wenn das noch nicht zur Aufklärung der Fragen führte, so wusste man fortan immerhin exakter, worüber man sinnierte. Und das ist die halbe Miete, denn wie → Wittgenstein warnte: „Ein philosophisches Problem hat die Form: ‚Ich kenne mich nicht aus.‘“ *Tobias Prüwer*

## W

**Weltfremdheit** Seit der Antike gelten Philosophie und praktische Veranlagung als Antagonismen. Die einzige Praxis, die man sich für einen Philosophen vorstellen kann, ist die philosophische: wenn er Managern und Hausfrauen für viel Geld beibringt, wie man an den einfachsten Dingen zweifelt.

Natürlich gab es immer auch den Bruch mit diesem Habitus. **Norbert Bolz schien vor seinen Nietzsche-Seminaren ein Sonnenstudio zu besuchen.** Ein anderer FU-Philosoph führte die berühmte „Kehre“ im Spätwerk Heideggers auf eine Technik beim Skilaufen zurück. Noch attraktiver schien da nur, die Weltfremdheit einfach positiv zu sehen. Was dann Peter Sloterdijk mit seinem gleichnamigen Buch 1993 auch tat. *Michael Angele*

**Wittgenstein** Kurz gesagt, besteht Ludwig Wittgensteins Leistung darin, dass er gezeigt hat, dass Philosophen bis ins 20. Jahrhundert hinein blind dem Motto der *Sesamstraße* gefolgt sind: „Wer nicht fragt, bleibt dumm“, heißt es dort im Titelsong. Und Philosophen fragen sich ja Sachen wie: Wieviele Engel passen auf den Kopf einer Nadel? Wie sieht ein idealer Staat aus? Was ist ethisches Handeln?

Gegen solche Fragen sei nichts zu sagen, meinte Wittgenstein. Der Fehler der meisten liege allerdings darin, die Antworten in „reinem Denken“ zu suchen – und zu hoffen, so zu allgemeingültigen Erkenntnissen zu kommen (→ a priori). Die aber sei in den praktischen Feldern der Religion, der Politik oder der Erfahrung eine Suche an der falscher Stelle. **Vielmehr solle man sich lieber an die Theologie, politische Theorie und die Wissenschaft wenden.** Für Philosophen bleibt dann zwar nicht viel zu tun. Aber schließlich muss einer ja erklären können, warum es auf manche Fragen prinzipiell keine ewigen Antworten gibt. *skra*

## Z

**Zweitfach** „Ich studiere Philosophie“ – spricht man nicht gerade mit einem BWL-spezialisierten Karrieristen, macht sich dieser Satz gut: Ein Philosophie-Studium suggeriert meiner Erfahrung nach vielen, man habe einen besonders originellen Blick auf den Gang der Dinge.

Ich habe Philosophie im Zweitfach studiert, dann auch noch auf Bachelor – nichts hat mir das Gefühl der Unzulänglichkeit je näher gebracht. Ein bisschen Platon hier, ein bisschen Nietzsche dort; von Sprachphilosophie habe ich bis heute keine Ahnung, Anwendungen eines Gesprächs über Heidegger versuche ich schleunig zu unterbinden, vor Lacan habe ich bedingungslos kapituliert.

**Philosophie als Zweitfach ist Bullshit.** Man hat zu wenig Zeit zum Lesen, zu wenig Raum zur Versenkung. Wenn überhaupt, dann nenne ich mein Zweitfach nur noch, um zum Ausdruck zu bringen, dass es nett war, ab und an mein Erstfach Politik zu vertiefen (→ Politische Philosophie). *sepu*